

**Dorn, Alexander**

Der wirtschaftliche Werth des Geschmacks  
*Volkswirtschaftliche Zeitfragen Heft 61/62*  
Berlin (Leonhard Simion) 1886, 1-67

3

Passender, aber unserer literarischen Angewöhnung, kurze Titel auf die Umschläge zu setzen, widersprechend wäre es gewesen, wenn ich an die Spitze dieser Arbeit in altmodischer Façon hingeschrieben hätte: „Ideen zu einem Versuche, den Einfluß der Geschmacksthätigkeit auf die Entwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen der Menschheit zu bestimmen“. In der That wäre damit der Inhalt der nachfolgenden Zeilen besser und genauer charakterisirt, da sie ja - wie der Leser bald innwerden wird - keineswegs die Prätension erheben können, die Frage, die sie behandeln, vollständig erschöpft zu haben. Das sollten sie auch nicht; nicht eine streng systematische gelehrte Abhandlung, welche die Erscheinungen und ihre Zusammenhänge bis in die letzten Konsequenzen verfolgt, sollte geboten werden; sie wäre auch den Lesern der „Volkswirtschaftlichen Zeitfragen“ wenig willkommen gewesen und hätte überdies einen Umfang in Anspruch genommen, der die hier gesteckten räumlichen Grenzen weit überschreitet: Ich habe mir nur die Aufgabe gestellt, im Allgemeinen darzulegen, wie nur die Richtung des Sinnes der Menschen auf das sogenannte „Ueberflüssige“ - worin sich ja im Wesentlichen die Thätigkeit des Geschmackes im weitesten Verstande des Wortes ausdrückt - es ermöglicht hat, daß überhaupt eine komplizirtere Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen Platz greifen konnte,

und an einigen besonders charakteristischen Thatsachen zu zeigen, wie weit sich der Einfluß jener Richtung auf diese Beziehungen geltend macht.

Hoffentlich ist es mir leidlich gelungen, meine Aufgabe zu lösen, bei den Lesern Uebereinstimmung mit den nachfolgenden Auseinandersetzungen zu finden und auch bei ihnen allgemein die Ueberzeugung wachzurufen oder zu festigen, daß der Kultur des Geschmacks im Volke ein ganz hervorragender Werth für des letzteren materielle Entwicklung innewohne.

Zum Schlusse halte ich mich nur noch für verpflichtet, bezüglich der im Verlaufe der Darstellung mitgetheilten statistischen Daten eine kleine Bemerkung beizufügen. Wo im Texte nicht eine besondere Quelle genannt ist, sind sie zum größten Teile den bekannten „Uebersichten der Weltwirtschaft“ von Neuman-Spallart oder dem Werke Scherzers „Das wirtschaftliche Leben der Völker“ entnommen; einige neuere Angaben entstammen Konsularberichten oder Fachzeitschriften. Die Daten werden wohl alle so ziemlich richtig sein - auf peinliche Genauigkeit kam es übrigens für diesen Zweck nicht an, da ja ihre charakteristische Bedeutung auch durch einige Entfernung von mathematischer Wahrheit kaum abgeschwächt wird; bei jeder Zahl die Quelle anzuführen oder sich in eine kritische Untersuchung derselben einzulassen, wäre zu schwerfällig gewesen.

**Dorn**

Sprichwörtlich ist die Verschiedenheit des Geschmacks, und diese Verschiedenheit erstreckt sich auch auf die Bedeutung des Wortes Geschmack selbst, so daß Derjenige, der diesen Ausdruck als Ausgangspunkt oder Grundlage für irgend eine Auseinandersetzung gebraucht, im Interesse der Deutlichkeit gut thut, vor Allem festzustellen, in welchem Sinne er das Wort Geschmack für den besonderen Fall verstanden wissen will.

Die ursprünglichste und zugleich engste Bedeutung des Wortes bezieht sich auf eine spezifische Zungen- und Gaumen-Empfindung; in dieser Hinsicht bedeutet das Wort Geschmack in subjektivem Sinne die Fähigkeit eines Lebewesens, durch den Geschmacksinn, dessen Werkzeuge Zunge und Gaumen sind, Eindrücke zu empfangen, sie nach ihrer Verschiedenheit zu unterscheiden und Lust oder Unlust, Vergnügen oder Mißvergnügen zu empfinden; in objektivem Sinne jedoch wird dann unter Geschmack die Eigenschaft eines Gegenstandes verstanden, vermöge welcher er im Stande ist, durch Berührung mit den Werkzeugen des Geschmacksinnes mit früher erwähnten Wahrnehmungen, beziehungsweise Empfindungen hervorzurufen. Von diesem Ausgangspunkte anhebend durchläuft dann die Bedeutung des Wortes, im Wege der Uebertragung, eine ganze Menge von Stadien, die sich, sowohl was die Ausdehnung, als auch was die stellenweise Spezialisierung betrifft, in schier unendlicher Mannigfaltigkeit von einander unterscheiden. Wenn wir diese lange Reihe von dem früher erwähnten Ausgangspunkte an durchschreiten, so finden wir am Ende derselben das Wort Geschmack in jener ganz allgemeinen Bedeutung gebraucht, daß man damit nur mehr subjektiv die Fähigkeit eines Menschen bezeichnet, durch Wahrnehmungen oder durch von Wahrnehmungen erzeugte

6

Vorstellungen Lust oder Unlustgefühle zu empfinden, oder objektiv die Fähigkeit eines Gegenstandes, einer Erscheinung oder einer Leistung, solche Gefühle zu erzeugen. In diesem Sinne ist das Wort genommen, wenn wir die Redensart gebrauchen, daß wir an Etwas Geschmack finden oder nicht, daß Etwas unserem Geschmacke entspreche oder nicht. Zu bemerken wäre hierzu nur noch das Eine, daß man hierbei in der Regel mehr an die angenehmen als an die unangenehmen Empfindungen denkt, und daß man daher bei diesen Wendungen häufig an die Stelle des Wortes Geschmack auch die Ausdrücke Gefallen oder Vergnügen setzen könnte.

Es soll nun der Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen sein, in allgemeinen Umrissen - denn eine ins Einzelne gehende Nachweisung würde ja Bände in Anspruch nehmen - darzulegen, welchen Einfluß der Geschmack in der zuletzt erwähnten weitesten Bedeutung des Wortes, und zwar im subjektiven wie objektiven Sinne, auf die Entwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen, das ist auf Produktion, Konsumtion und Verkehr, ausübt. Es handelt sich also um übersichtliche Beantwortung folgender Fragen:

1. Welche Rolle spielt im Wirtschaftsleben die Fähigkeit der Menschen, bei Sinneswahrnehmungen oder durch diese erzeugten Vorstellungen Lust oder Unlust zu empfinden, und die Fähigkeit gewisser Produkte, solche Gefühle zu erregen oder zu verhindern?
2. In welcher Weise wirkt hierbei die Fähigkeit der Menschen, derlei Produkte herzustellen oder herbeizuschaffen?
3. Wie zeigt sich diese Einwirkung im praktischen Leben?

Wie man sieht, kommt der Hauptsache nach hierbei für den vorliegenden Zweck die Erregung von Lustgefühlen in Betracht, und erst in zweiter Linie die Hintanhaltung von Unlust. Um nun der Sache näher zu treten, müssen wir vor Allem von den Sinneswahrnehmungen ausgehen, und zwar mit Rücksicht auf ihre Wirkung im Sinne der Erzeugung von Lustgefühlen. Auch bei den Thieren sehen wir schon, daß die Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne Lust oder Vergnügen erzeugen können, und gehen wir die einzelnen Sinne durch, so

wird sich dies leicht nachweisen lassen. Beginnen wir mit dem Geschmacksinne, so ist ja bekannt, daß die Thiere gewisse Nahrungs- oder Genußmittel wegen ihres Geschmacks anderen vorziehen; ja, man kann die Thiere förmlich zu Feinschmeckern erziehen. Ebenso ist die Freude an manchen Gerüchen unverkennbar, wobei es allerdings möglich ist, daß Ideen - Associationen die Hauptrolle spielen, insofern z. B. der Bratengeruch bei dem Hunde die Vorstellung des gebratenen Fleisches und die Erwartung, solches zu bekommen, erweckt; ob Thiere auch ein reines, das heißt von Nebenrücksichten unbeeinflußtes Vergnügen an gewissen Gerüchen, wie z.B. die Menschen an dem Geruche der Rose, empfinden, darüber sind mir Beobachtungen nicht bekannt. Die Empfänglichkeit des Tast- oder Gefühlsinnes für unangenehme Empfindungen zeigt sich bei den Thieren in der Vorliebe für das Streicheln, für weiches Lager, für Sonnenwärme u. s. w. Ebenso zeigt sich vielfach, daß auch der Gehörsinn für Genuß empfänglich ist; es ist bekannt, daß manche Thiere Musik lieben, und manche Sage des Alterthums deutet darauf hin, daß man schon frühzeitig derartige Beobachtungen gemacht hat. Als besonders interessant zeigt sich jedoch bei manchen Thieren die Entwicklung des Gesichtsinnes nach der Richtung der Empfänglichkeit für Genüsse; sicher ist, daß sehr viele Thiere Vorliebe für Licht und Glanz haben. Fische schwimmen, Insekten fliegen zum Lichte; Dohlen und Elstern holen sich glänzende Gegenstände; es scheint aber bei manchen Thieren, besonders bei Vögeln, auch der Sinn für Farbe und Form so sehr entwickelt zu sein, daß man fast von Schönheitssinn zu sprechen versucht ist. Abgesehen davon, daß die Entfaltung des Federschmuckes von Seite mancher männlichen Vögel mit vollem Bewußtsein und in der Absicht zu geschehen scheint, dem Weibchen zu gefallen, zeigen sich auch andere Anzeichen. So wird beispielsweise behauptet, daß manche Vögel gewisse Beeren wegen ihrer schöneren Farbe vorziehen. Auffallend ist der Nestbau der Webervögel, welche neben den Brutnestern eigene Vergnügungsnester bauen und bei ihrem Nesterbau entschieden und sichtlich die Verwendung farbiger Fäden bevorzugen. Eine besondere Entwicklung zeigen der Atlas- und der Kragenvogel; diese holen aus weiter Entfernung weiße und farbige Steinchen, Knöchelchen und Muscheln herbei, stellen sie

in bestimmten Formen zusammen und machen sich so förmlich ausgeschmückte Wege zu ihren Nestern. Uebrigens behaupten ja auch Kenner und Liebhaber, daß mitunter auch Hunde und Pferde eitel seien und mit angehängtem Schmucke bewußt paradiren; wenn dies nicht auf Einbildung beruht, so würde es beweisen, daß diese Thiere nicht nur selbst einen für äußere Erscheinung empfänglichen Sinn besitzen, sondern auch solchen bei ihresgleichen voraussetzen.

Wenden wir uns aber nun dem Menschen zu; bei ihm sind die Sinne viel höher entwickelt, zwar nicht in Bezug auf Schärfe, welche gegenüber jener der Sinne gar mancher Thiere zurücksteht, aber gewiß in Bezug auf Genußfähigkeit und Unterscheidungsvermögen hinsichtlich der genußschaffenden Objekte. Gehen wir einmal die einzelnen Sinne und deren charakteristische Wirksamkeit durch.

Der Geschmacksinn ist entschieden derjenige, dessen Empfindlichkeit für Lust oder Unlust am höchsten steht, und der sich auch am frühesten geltend macht, sowohl was das Lebensalter des Individuums, als auch was die Kulturstufe eines Volkes betrifft. Der Geschmack kann sich nur auf eine angenehme oder unangenehme Weise äußern, denn was man als indifferenten Geschmack zu bezeichnen pflegt, ist eigentlich Mangel an Geschmack, und sobald man Etwas überhaupt schmeckt, so wird man sicherlich finden, daß es gut oder schlecht schmecke; von fadem Geschmacke spricht man dann, wenn ein Gegenstand den Geschmacksinn nicht in jenem Grade anregt, den man wünscht oder erwartet.

Durch die Notwendigkeit des Essens und Trinkens kommt auch der Mensch zu allererst in die Lage, durch den Geschmacksinn nicht nur Unannehmlichkeiten, Verletzungen u. dgl., wie dies bei den anderen Sinnen zumeist der Fall ist, zu empfinden, sondern auch die Annehmlichkeit, den Wohlgeschmack; und weil dieser Wohlgeschmack die erste klar empfundene, durch Sinneswahrnehmung hervorgerufene Annehmlichkeit bedeutet, darum hat sich auch die übertragene Bedeutung des Wortes Geschmack in jener ausgedehnten Weise entwickelt, welche uns Allen bekannt ist. „Der Mensch ist so geschaffen“, - sagt Brillat-Savarin - „daß er nicht glücklich sein kann, wenn sein

Geschmack nicht befriedigt wird, und dieses herrische Bedürfnis hat selbst die Grammatik unterworfen, so daß wir, um die Vollkommenheit einer Sache auszudrücken, zu sagen pflegen: sie sei voll Geschmack“. Voltaire charakterisirt dieses Verhältnis mit folgendem Satze: „Der Geschmack“, - sagt er - „dieser Sinn, diese Gabe, unsere Nahrungsmittel zu beurtheilen, hat in allen bekannten Sprachen die Metapher geschaffen, welche durch das Wort Geschmack das Gefühl für die Schönheiten und Fehler in allen Künsten ausdrückt; es ist dies ein unmittelbares Urtheil, wie jenes der Zunge und des Gaumens, und geht in gleicher Weise der Ueberlegung voraus; es ist oft, wie jenes, ungewiß und verirrt, selbst darüber unklar, ob es das, was ihm vorgelegt wird, billigen soll, und bedarf ebenso zuweilen der Gewohnheit, um sich zu bilden“.

Die eminente, bei jedem Menschen, wenn auch in verschiedenem Grade vorhandene und ihm bewußte Empfänglichkeit für den Genuß verleiht natürlich dem Geschmacksinne eine ganz besondere Wichtigkeit. Die Genüsse, die durch ihn empfunden werden, spielen in den ersten Stadien der Entwicklung des Menschengeschlechts - ebenso wie bei dem Kinde - die erste Rolle. Aber auch im reiferen Alter und bei höherem Bildungsgrade der Völker und Individuen nehmen sie - in verfeinertem Zustande - einen höchst beachtenswerten Raum ein, um meistens in der Periode, die dem Absterben zunächst liegt, wieder in einen relativ höheren Rang einzutreten. Wollen wir noch ein Wort des Hohenpriesters der Gourmandise, Brillat-Savarin, hören, so sagt er uns: „Das Vergnügen der Tafel gehört jedem Alter, allen Ständen, allen Ländern, allen Tagen an; es verträgt sich mit allen anderen Vergnügungen und bleibt bis ans Ende, um uns über den Verlust aller übrigen zu trösten“, - und an einer anderen Stelle: „Die Entdeckung eines neuen Gerichtes ist für das Glück der Menschheit wichtiger, als die Entdeckung eines neuen Gestirns“.

Als eine besondere Eigenthümlichkeit der durch den Geschmacksinne vermittelten Genüsse verdient hervorgehoben zu werden, daß der Gegenstand, der den Genuß bietet, gleichzeitig verzehrt wird, daß also jedes einzelne Partikelchen, das durch seine chemische Einwirkung eine bestimmte Geschmacksempfindung hervorruft, dies nur einmal und nur bei einer Person thun

kann. Während also durch die von einer einzigen Wahrnehmungsquelle ausgehenden Eindrücke gleichzeitig Geruchs- und Gefühls-, Gesichts- und Gehörs-Sinne mehrerer Personen angeregt werden können, ohne daß der einzelne Eindruck für das Individuum dadurch geschwächt wird, so zeigt sich der Geschmacksinn, vermöge der hervorgehobenen Eigenthümlichkeit, als mit einem vollständig exklusiven, sozusagen monopolistischen Charakter behaftet. Es kann daher auch ein Objekt, welches die Bestimmung hat, durch Einwirkung auf den Geschmacksinn einen Genuß zu erzeugen, diesen Dienst nur einmal leisten - ein Umstand, welcher in wirtschaftlicher Beziehung von großer Bedeutung ist. Wer aber etwa diese rasche Vergänglichkeit der Geschmackswirkung bedauern wollte, der mag sich darüber durch die Erwägung trösten, daß dies ja nicht nur für solche Dinge gilt, die dem Gaumen schmeicheln, sondern auch für Alles, was schlecht schmeckt. Im Sinne dieser Tröstung faßt auch Littré das Sprichwort auf: „Un morceau avalé n'a plus de goût“, und er giebt ihm die Deutung, daß es mahne, man solle eine unangenehme Sache, wenn sie einmal vorüber ist, auch als abgethan betrachten. Ein ähnlicher Gedankengang mag wohl auch der Redensart zu Grunde liegen, welche bei uns - wenigstens im österreichischen Sprachgebrauche - häufig in Anwendung kommt, indem man sagt, daß man irgend eine unangenehme Bemerkung oder sonst ein widriges Erlebnis „hinunterschlucken müsse“.

Wenn aber auch der Geschmacksinn exklusiv ist, insofern es sich um Objekt und Individuum handelt, so ist er es doch gar nicht in Betreff Heranziehung der Mithilfe anderer Sinne zur Erhöhung seines eigenen Genusses. Zunächst spielt hierbei der Geruch eine hervorragende Rolle, indem er zur Erhöhung des Wohlgeschmackes einer Speise oder auch zur Paralyisirung desselben ganz wesentlich beizutragen vermag. Sehr wichtig ist auch die Mitwirkung des Gesichtssinnes; nicht nur, daß z. B. schönes Geschirr bei höher kultivierten Menschen das Vergnügen an Speise und Trank entschieden erhöht, so gibt es auch, insbesondere wo es sich um feinere Unterscheidungen handelt, verschiedene Geschmacksempfindungen, welche ohne Zuhilfenahme des Auges gar nicht zum Bewußtsein kommen können. Ich verweise nur auf die bekannte Thatsache, daß selbst ge-



wiegte Kenner nach kurzer Probe Rothwein und Weißwein nicht mehr von einander zu unterscheiden wissen, wenn sie die Farbe des Getränkes nicht sehen können; auch vermag der Raucher durch den Geschmack allein nicht zu erkennen, ob eine Cigarre oder Pfeife in Brand ist, wenn Dunkelheit oder Verhüllung ihn hindern, den Rauch zu sehen. Im Uebrigen übt auch bei der Mitwirkung des Gesichtssinnes an der Erzeugung von Geschmacksempfindungen die Gewohnheit einen großen Einfluß aus, und um nur ein Beispiel als Typus für eine ganze große Reihe bekannter Erscheinungen hervorzuheben, sei darauf hingewiesen, daß Jemand, der von Jugend auf die Gepflogenheit hat, Wasser aus durchsichtigen Gläsern zu trinken, im Genusse des frischesten Trunkes wesentlich beeinträchtigt wird, wenn ihm dieser in einer Theetasse oder einem Topfe gereicht wird.

Verwandt dem Geschmacksinne, weil auch nur durch chemische Vorgänge erregbar, ist der Geruchsinn; auch von den Geruchsempfindungen kann man, wenn auch nicht vollständig, so doch fast im gleichen Umfange wie von den Geschmacksempfindungen behaupten, daß sie entweder angenehm oder unangenehm sind, daß es also eigentlich indifferente Gerüche kaum gibt. Wegen der unleugbaren Aehnlichkeit der bei Geruch und Geschmack stattfindenden Vorgänge der Nerventhätigkeit bezeichnet Kant den Geruch als „Geschmack in die Ferne“. Doch wie alle Gleichnisse hat auch dieses Bild seine Schwächen, denn die Geruchsempfindung wird, gerade so wie die Geschmacksempfindung, nur durch die unmittelbare chemische Einwirkung kleinster Partikelchen auf die betreffenden Sinneswerkzeuge hervorgerufen, und der Unterschied ist nur der, daß die Partikelchen, die wir riechen, von dem größeren Ganzen, das wir als sichtbare oder greifbare Quelle der Geruchsempfindung erkennen, in dem Augenblicke, wo sie auf unser Sinneswerkzeug einwirken, bereits losgetrennt sind, während diejenigen, die wir schmecken, in der Regel mit einem ganzen festen Konglomerat von ihresgleichen an Zunge und Gaumen gerathen - ich sage in der Regel, weil ja doch zuweilen auch der Fall vorkommt, daß der bloße Dunst, also eine Summe von emanirten, durch Gesicht oder Betasten nicht wahrnehmbaren Partikelchen eines schmeckbaren Gegenstandes bei Einathmung durch den Mund eine Geschmacksempfindung hervorruft.

Uebrigens sind Geruchsempfindungen von viel unbestimmterer und schwerer unterscheidbarer Natur, als jene des Geschmacks; der Nerv, auf den sie wirken, ist jedoch viel reizbarer als jener, der den Geschmack vermittelt, und starke Gerüche als solche, seien sie nun angenehm oder unangenehm, können das Wohlbefinden ernstlich stören, ja die Gesundheit gefährden. Auf einen Unterschied, der in wirtschaftlicher Beziehung von Wichtigkeit ist, mag noch hingewiesen werden; der Wohlgeschmack wurde ursprünglich und wird zum größten Teile noch immer als ein die Erfüllung des Ernährungszweckes begleitendes Vergnügen angestrebt, während das Empfinden des Wohlgeruches sich im Allgemeinen als ein ganz selbständiges Vergnügen darstellt und daher, wenn überhaupt, in der Regel als Selbstzweck angestrebt, wird. Eben weil die Empfindungen des Geruchsinnens mit der eigentlichen Lebenserhaltungsthätigkeit in keinem oder doch nur einem losen Verhältnisse stehen, so tritt auch die Entwicklung des Geruchsinnens bei dem Menschen in einem viel späteren Stadium des Alters und der Kultur ein, und die tägliche Erfahrung lehrt, daß auch bei uns in den niederen Bevölkerungsklassen zuweilen eine völlige Unempfindlichkeit der Nase zu herrschen scheint.

Der Tast- oder Gefühlssinn empfindet Druck, Widerstand, Härte, Weichheit, Wärme, Kälte, er scheint zuerst vorzugsweise für unangenehme Eindrücke empfänglich zu sein und eine relativ angenehme Empfindung darin zu finden, daß jene beseitigt oder hintangehalten werden. Kleidung und Wohnung kommen ihm hierbei zu Hilfe. Es tritt jedoch auch bald in Bezug auf jene Gegenstände, mit denen der Mensch in unmittelbare Berührung kommt, die Empfindung eines gewissen Tastvergnügens ein, wie z. B. bei Seide oder Pelzwerk; sofern es sich um die Anstrengung eines solchen Vergnügens handelt, so wird hierbei zumeist - ähnlich wie bei dem Geschmacke - ein begleitender Genuß gesucht; man wünscht z.B., daß das schützende Kleid sich auch angenehm anfühle. In verhältnißmäßig seltenen Fällen sucht man eine angenehme Anregung des Gefühlssinnes um ihrer selbst willen, z. B. bei Kälte die Berührung eines warmen, bei Hitze die eines kühlen Gegenstandes; übrigens mag man wohl hierher auch die Rosenkränze (Tespich) rechnen, deren Kügelchen be-

kanntlich die Orientalen gern und gewohnheitsmäßig durch die Hand gleiten lassen.

Eine andere mehr psychologische Art des Vergnügens - sozusagen im übertragenen Wirkungskreise - wird durch die scheinbare Erweiterung des Gebietes des Tastsinnes erzielt, wie dies z. B. durch Kleidungsstücke geschieht, die dem natürlichen Umfange des Leibes gleichsam zu einer Vergrößerung verhelfen. Robert Zimmermann charakterisirt dies vortrefflich in folgender Weise: „So weit seine als Sonde dienende Umgebung reicht, so weit verlegt der Mensch seine Empfindungen, also seine eigenen Grenzen hinaus. Er fühlt sich sicherer, wenn er mit einem Stocke, einer langen Stange, als Verlängerung seines natürlichen Tastorgans, ausgerüstet ist, größer, wenn er einen Helm auf, stattlicher, wenn er bauschige Kleider oder lang nachwallende Gewänder an sich hat. Reifröcke, Schleppkleider, thurmhohe Frisuren, tausend seltsame Verirrungen der Mode verdanken diesem psychologischen Phänomen ihren Ursprung. Daher der hohe Helm und der wallende Federbusch seit Alters her das Attribut des Kriegers, wie der lange Stab und der faltige Mantel das der Herrscherwürde“. Man kann wohl auch die Lust an den Allongeperrücken und an jener Art sich zu geben, welche man mit dem spanischen Worte Grandezza bezeichnet, wenn man nicht Aufgeblasenheit sagen will, hierher rechnen.

Was den Gehörsinn betrifft, so mag er wohl auf den niederen Stufen des Menschenthums die weitaus meisten Töne wahrnehmen, ohne daß hierbei für den Hörenden Vergnügen oder Mißvergnügen erzeugt wird; letzteres dürfte zuerst nur in Folge von überlauten Schallerscheinungen eintreten. Allmählich erst entsteht Freude am Schalle, und zwar zunächst an der regelmäßigen Folge ohne Rücksicht auf den Charakter des Tones, also am Rhythmus, hervorgerufen durch Händeklatschen, Schlagen auf tönende Objekte, Trommeln. Später kommt das Vergnügen am Tone als solchem, an der Klangfülle und Klangfarbe, sodann an der regelten Aufeinanderfolge der Töne: der Melodie, endlich am Zusammenklange: der Harmonie. Der ausgebildete Gehörsinn ist empfänglich für das Empfinden aller einzelnen Bestandtheile in der Kombination dieser Elemente, der Mannigfaltigkeit in der Einheit, der Schönheit; und dann spielt

für seine Befriedigung die Liebe zum Schönen um seiner selbst willen, das Vergnügen künstlerischen Charakters die Hauptrolle.

Andererseits sind auch die Fälle nicht selten, wo die Lust an der Tonkunst nur ein die Verfolgung und Erreichung anderer Zwecke begleitendes Vergnügen bildet, wie bei dem Tanze und Marsche, wo die Leibesbewegung durch den Rhythmus erleichtert und zugleich das Ohr durch das Spiel ergötzt wird; auch mag nicht vergessen sein, daß Genüsse des Geschmacks- und Gesichtssinnes häufig durch Beigabe entsprechender Musikbegleitung erhöht werden.

Der Gesichtssinn empfindet Licht und Schatten, aus deren Vertheilung die Form der leuchtenden oder beleuchteten Objekte erkannt wird; er empfindet die verschiedenartige Brechung der Lichtstrahlen in den Farben. Durch ihn erhalten wir die wichtigsten und bestimmtesten, d. i. der größten Unterscheidbarkeit fähigen Eindrücke, daher muß er wohl als der edelste und höchste bezeichnet werden. Die Erregung von Vergnügen oder Mißvergnügen durch ihn - mit Ausnahme des letzteren bei überstarken Lichteinwirkungen - findet erst in einem späteren. Stadium der Entwicklung des Menschen statt.

Das erste Lustgefühl, welches der Gesichtssinn bietet, ist jedenfalls die Freude am Glanze und an der Farbe; dieses Gefühl wird aber schon frühzeitig so stark, daß es einen dominirenden Charakter erhält und die lebhaftesten Erregungen herbeizuführen geeignet ist. Wir sehen heute noch, nicht nur bei wilden, sondern auch bei halbcivilisirten Völkern, sowie bei den niederen Klassen oder Ungebildeten der höchststehenden Nationen die gleiche Erscheinung, wie sie die beglaubigte Geschichte der ältesten Zeiten und die prähistorischen Funde als einst vorhanden erzählen. Der Uebersetzer des Sadowskischen Werkes über die Handelsstraßen der Griechen und Römer sagt hierüber anschaulich: „Derjenige, der gesehen hat, mit welcher Freude und Begierde die polnische oder russische Dorfschöne den ihr von einem Hausirer dargereichten glänzenden Messingring oder eine Schnur unechter Korallen oder Perlen betrachtet und anpaßt, und wie die Augen des jungen ländlichen Dandy funkeln, wenn er recht glänzende Knöpfe, eine neue Schnalle u. dgl. erblickt, während sie wirklich nützliche Gegenstände, die sie sich, wenn auch in roher Form, selbst anfertigen können, unbeachtet lassen,

wird sich ganz gut die Freude der Bewohner eines Dorfes der Vorzeit vorzustellen vermögen, mit der sie den hausirenden Phönizier oder Etrusker umringten, um die mitgebrachten Herrlichkeiten anzustaunen“.

Allmählich aber erst entwickelt sich auch bei dem Gesichtssinne die Fähigkeit, in Gesamteindrücken die Einzelheiten zu unterscheiden, ihr Verhältnis zu einander zu erkennen und zu beurtheilen. Das Zusammenstimmen der Farben, die Schönheit der Linien werden erst in Folge von Gewohnheit, von häufigen Beobachtungen erkannt; ist aber einmal die Genußfähigkeit des Gesichtssinnes auf dem höchsten Punkte der Entwicklung angelangt, dann ist die Zahl der Genüsse, die durch ihn vermittelt werden, unendlich, da sie, wenn die objektiven Vorbedingungen vorhanden sind, ebenso an den erhabensten Erscheinungen der Natur, an den vollendetsten Leistungen der Kunst, wie an den kleinsten Objekten des täglichen Gebrauches empfunden werden können und daher geeignet erscheinen, sowohl die Genüsse aller anderen Sinne zu erhöhen, als auch das ganze Leben in allen seinen Einzelheiten in der edelsten Weise zu verschönen. All' dies bietet uns jenes „Bild auf zartem Grunde“, von dem der Dichter sagt:

*„Im engsten Raum ist's ausgeführt,  
Der kleinste Rahmen faßt es ein;  
Doch alle Größe, die Dich rühret,  
Kennst Du durch dieses Bild allein“.*

Der Gesichtssinn ist derjenige, der zuerst den Geist darauf führt, aus der Erfahrung, welche eine große Anzahl verschiedener Eindrücke gewährt, die Gesetze abzuleiten, nach welchen sich der angenehme oder unangenehme Charakter der Eindrücke regelt - Gesetze, welche übrigens gar nicht zum klaren Bewußtsein zu gelangen brauchen, um von gut organisirten Menschen gefühlt zu werden. Die Erkenntniß oder das Fühlen dieser Gesetze führt dann zum Fällen von Urtheilen für den einzelnen Fall der Wahrnehmung.

Der Gesichtssinn hat übrigens allmählich ein solches - mit der fortschreitenden Kultur steigendes - Uebergewicht über alle anderen Sinne erlangt, daß er fast als Sinn par excellence gilt. Auch das Wort Wahrnehmung, obwohl es nach seiner vollen

Bedeutung jedes Empfinden durch irgend einen Sinn bezeichnet, wird häufig genug nur schlechthin von Wahrnehmungen durch den Gesichtssinn gebraucht; ebenso hat man für den gewöhnlichen Sprachgebrauch den eigentlichen Begriff des gleichbedeutenden griechischen Wortes Αἰσθησις auf die Gesichtswahrnehmungen eingeschränkt und versteht gewöhnlich unter Aesthetik die Lehre von den Wahrnehmungen des Gesichtssinnes, sowie man unter dem Ausdrucke Schön, wenn keine nähere Bezeichnung gegeben wird, die Eigenschaft eines Objectes versteht, durch Eindruck auf den Gesichtssinn Vergnügen zu erwecken. Und doch müßte sich eigentlich in Wirklichkeit die Aesthetik auf alle Sinneswahrnehmungen beziehen; aber man läßt nur noch den Gehörsinn zur Gemeinschaft zu, sowie man als eigentliches Gebiet der Kunst im engeren Sinne des Wortes nur das betrachtet, was schön ist für Auge oder Ohr.

Der Inbegriff der Urtheile eines Menschen über die in das Gebiet der Aesthetik fallenden Gegenstände und ihre Beziehungen zu den Schönheitsgesetzen wird dann dessen Geschmack im ästhetischen Sinne genannt; er ist in dieser Beziehung ein Parallelbegriff zu dem Gewissen, welches letzteres der Inbegriff der Urtheile über menschliche Entschlüsse und Handlungen und deren Beziehungen zu den Moralgesetzen ist. Man kann daher den Geschmack in dem letztgemeinten Sinne auch als das ästhetische Gewissen bezeichnen.

Die höchste Entwicklung dieses Geschmackes ist der Kunstgeschmack, und wenn in einem Volke und zu einer gewissen Zeit der echte Kunstgeschmack die dominierende Geistesrichtung ist, so muß man dies als den Zustand der höchsten Veredelung der Menschheit bezeichnen - ein Zustand, von dem uns geschichtlich nur zwei Epochen bekannt sind, die klassische Zeit des Griechenthums und die italienische Renaissance. „Die ganze hohe Kunst - so charakterisirt J. v. Falke den letzteren Zeitabschnitt - war damals Geschmacksache, nicht ihretwegen, sondern wegen der Theilnahme des Publikums. Niemals hat es seit den glücklichen Tagen Athens wieder einen derartigen Zustand gegeben, wie zu jener Zeit in Italien, daß die bildende Kunst so sehr Lebensbedürfniß aller Gebildeten gewesen wäre, niemals ist dieser Zustand seitdem wieder gekommen. Ich will nicht sagen, daß es damals unter den Fürsten und Vornehmen nicht

Männer gegeben hätte, welchen wahres Kunstverständniß abgegangen wäre, aber kaum Jemand gab es, und unter den zahllosen Fürsten Niemand, der es nicht für eine Ehrensache gehalten hätte, Kunst und Literatur werththätig zu schützen und zu befördern. Einer suchte es dem Andern zuvorzuthun, suchte Haus und Hallen kunstvoll herzustellen und mit Kunstwerken auszufüllen, suchte sich des Umgangs und der Gespräche mit Künstlern, Dichtern, Philosophen, Gelehrten zu erfreuen. Diese sociale Vermischung der Stände und Berufe hatte jene eigenthümliche und wahrhafte Bildung bezeugende Erscheinung hervorgerufen, daß ein jeder aus seinem Kreise herausging, daß der Fürst ein Gelehrter war, der Gelehrte ein Dichter, der Künstler bald Dichter bald Gelehrter, alle miteinander Philosophen und daß so am Ende auch das Kunstverständniß ein Allgemeingut der ganzen gebildeten Welt war. Eben dieser Wetteifer der Großen, eben diese Theilnahme Aller an der Kunst hat es auch nur möglich gemacht, daß die Kunst am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts einen so raschen und so ungeheuren Aufschwung nahm, der sie zur glorreichsten und wunderbarsten Erscheinung in der Geschichte der Menschheit stempelt. Blicken wir, wohin wir wollen, wir können ihr nichts vergleichen, es seien denn etwa ein paar Jahrhunderte aus der Geschichte jenes kleinen Winkel Landes, den man Attika nennt“.

Es versteht sich wohl von selbst, daß bei der Entwicklung und Vervollkommnung des höchsten und edelsten Sinnes auch die minder edeln nicht unbeeinflußt bleiben können, und es tritt somit eine alle Sinne umfassende Erhöhung der Genußfähigkeit, sowie auch der Urtheilsfähigkeit ein. Wohlgeschmack und Wohlgeruch erwerben allgemach einen wichtigeren Platz auch im Seelenleben des Menschen und die Nerven des Tastsinnes sträuben sich gegen Vernachlässigung. Die Menge dessen, woran man Geschmack findet, wächst, und der Begriff des Geschmacks selbst wird weiter und weiter; aus dem allgemeinen Gefühle des Gefallens oder auch Mißfallens bildet sich für alle Sinne eine Erfahrung heraus, welche bald die dieses Gefallen oder Mißfallen regierenden Gesetze erkennen läßt. Diese Gesetze beziehen sich hauptsächlich auf das richtige Maß, sowohl des Ganzen als auch des Verhältnisses der einzelnen Theile, und in allen Dingen kann das Gefühl für dieses Maß angeboren sein oder erworben

werden, aber auch verloren gehen. Ist es vorhanden, so ist der Geschmack gut; fehlt es, so ist er schlecht, wird es verloren, so ist der Geschmack verdorben. „Der verdorbene Geschmack in Nahrungsmitteln - sagt Voltaire - besteht in der Wahl von solchen, welche die anderen Menschen anekeln; es ist eine Art von Krankheit. Der verdorbene Geschmack in der Kunst besteht im Gefallen an Gegenständen, welche den wohlgebildeten Geist empören, in der Bevorzugung des Burlesken vor dem Edlen, des Kostbaren und Affektirten vor dem einfachen und natürlichen Schönen. Es ist eine Krankheit des Geistes“.

Der Begriff Geschmack im weitesten Sinne faßt also in sich die Empfänglichkeit für Genuß jeder Art und die Erkenntniß der Genußquellen, d. h. derjenigen Objekte, welche Genuß zu schaffen vermögen. Bei Empfänglichkeit und Erkenntniß bleibt aber die Menschenseele nicht stehen, sondern sofort stellt sich als Drittes im Bunde das Begehren, der Wunsch ein. Und so wie mit Bereicherung der Erfahrung Empfänglichkeit und Erkenntniß sich erweitern, so vermehren sich auch die Wünsche, welche sohin stufenweise in Beziehung auf ihre Objekte von den primitiven Mitteln der einfachen Lebenserhaltung zu den mannigfachen Dingen, welche den Sinnen schmeicheln, und endlich zu den erhabenen Schöpfungen, welche die höchsten und feinsten Geistesgenüsse gewähren, aufsteigen. Das Ineinandergreifen von Empfänglichkeit, Erkenntniß und Wunsch charakteristisch zusammenfassend, sagt Semper: „Was wir mit Schönheits-sinn, Freude am Schönen, Kunstgenuß, Kunsttrieb u. s. w. bezeichnen, ist in erhabener Sphäre analog mit denjenigen Trieben, Genüssen und Befriedigungen, durch welche die Erhaltung des gemeinen tellurischen Daseins bedungen ist, und die, genau betrachtet, sich auf Schmerz und dessen momentanes Beseitigen, Betäuben oder Vergessen zurückführen lassen. Sowie der Zahn des Hungers das rein physische Individuum antreibt, durch dessen Beseitigung sein Dasein zu fristen, sowie Frost und Unbehagen ihn zwingen Obdach zu suchen, sowie durch diese und andere Nöthe er dahin geführt wird, mit allerart Erfindungen ihnen entgegenzuarbeiten, durch Mühen sich und seiner Gattung Bestand und Gedeihen zu sichern, in gleicher Weise sind Seelenleiden uns eingepflanzt, durch welche die Existenz und die Veredelung des Geistigen im



Menschen und des Menscheistes im Allgemeinen bedungen sind“.

In dieser kurzen Darstellung begegnen wir auch schon dem Begriffe, aus welchem die Erlösung von dem Leiden unbefriedigten Wunsches winkt - dem Begriffe: Erfindung. Die Fähigkeit zu erfinden setzt den Menschen in den Stand, sich das zu schaffen, was er zu seinem Wohlergehen braucht; zuerst mußte natürlich dem Dringendsten genügt werden. Eine Erfindung war es, die Frucht vom Baume zu pflücken, ein Thier zu erlegen, mit einem Blatte oder einer Muschel Wasser zum Trunke zu schöpfen; eine Erfindung war es, den Körper in ein Fell zu hüllen, den Eingang einer Höhle durch ein vorgeschobenes Felsstück zu schützen, und eine Erfindung schon von höherem Range, für den einen oder den anderen Zweck ein Bastband oder ein rohes Binsengeflecht anzufertigen und zu verwenden. Aber dies und Aehnliches hätte unser Geschlecht nur wenig vorwärts gebracht; für die mühselige Erhaltung des Lebens, für die Hintanhaltung der schlimmsten Leiden und für die Schaffung geringen ärmlichen Vergnügens hätte es zur Noth hingereicht, doch die Zahl der möglichen Genüsse wäre gar spärlich geblieben. Zwei Schritte auf dem Felde der Erkenntniß mußten noch gemacht werden, um den Beginn jener Entwicklung der Menschheit zu ermöglichen, deren heutige Resultate uns mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. Der erste Schritt war die Anhäufung von Vorräthen, der zweite die Entdeckung, daß nicht Jeder das, was er brauchte, selbst machen mußte, sondern daß auch Einer für den Andern schaffen konnte. So entstanden Kapital, Theilung der Arbeit und Tauschverkehr - die Anfänge und Grundlagen des Wirtschaftslebens.

Wenn wir uns nun den psychologischen Proceß vergegenwärtigen, der zu diesen ersten Resultaten und ihrer weiteren Ausbildung geführt hat, so müssen wir erkennen, daß dem Bestreben, sich das Leben angenehmer zu gestalten, dabei die Hauptrolle zufällt. Ueber das unbedingt Nothwendige hinaus wurde das Bequemere, Bessere, Schönerer zu erreichen gesucht und erst durch die Anfänge der wirtschaftlichen Organisation möglich. Es waren also die ersten Regungen des Geschmacks, welche in Verbindung mit der Fähigkeit des Erfindens von dem rein thierisch instinctiven Triebe zur Erhaltung der eigenen

Existenz den Menschen emporhoben zur zweckbewußten Arbeit, zur wirtschaftlichen Produktion; und wieder war es nur die weitere Entwicklung des Geschmacks, welche von Stufe zu Stufe die Genußfähigkeit und mit dieser die Zahl der Bedürfnisse steigend, auch den Werth und die Zahl der Kräfte, welche für die Befriedigung dieser Bedürfnisse in Verwendung kommen, entsprechend erhöhte und damit auch die Möglichkeit der Erhaltung ungezählter Mengen von menschlichen Existenzen schuf, welche ohne diese Vorbedingung theils nie das Licht der Welt erblickt hätten, theils elend zu Grunde gehen müßten. Darin liegt die wirtschaftliche Rolle und zugleich der wirtschaftliche Wert des Geschmacks.

Die erste Anregung zur Bethätigung jeder Art von Geschmack entsteht aus der Erfahrung; ebenso die Erkenntniß, daß ein Gegenstand geeignet sei, Geschmack zu befriedigen; ist einmal die Erfahrung gemacht, so entsteht Verlangen nach Genuß und nach Gegenständen, die Genuß zu gewähren geeignet sind; nach öfterer Wiederholung eines Genusses verstärkt sich durch Gewohnheit dieses Verlangen in solchem Grade, daß die Nichtbefriedigung desselben schmerzlich empfunden wird - aus dem leichten Wunsche wird ein Bedürfniß. So lange das Verlangen nach einem bestimmten konkreten Genusse noch nicht die Stärke eines wirklichen, wenn auch nur durch Gewohnheit erzeugten Bedürfnisses angenommen hat, wird die Befriedigung desselben als Luxus bezeichnet.

Diese Unterscheidung ist wohl festzuhalten, weil man sonst nothwendigerweise in Begriffsverwirrungen geräth, wobei sich alle Grenzen für die Beurtheilung verwischen. Man muß in der That für jeden einzelnen Fall nach dem subjectiven Empfinden des Verbrauchenden beurtheilen, ob ein bestimmter Verbrauch Luxus ist. Leider sind aber die Meisten geneigt, bei Andern das als Luxus anzusehen, was sie selbst nicht verlangen oder leicht entbehren. Wer nicht das Bedürfniß nach Tabak oder Wein hat, sieht Rauchen und Weintrinken als Luxus an, während er selbst vielleicht das Bedürfniß hat, Zeitungen zu lesen, was von seinem rauchenden Freunde als Luxus und Zeitverschwendung gebrandmarkt wird. Daraus entstehen sehr viele Mißverständnisse und zum großen Teile auch das so oft gehörte Eifern gegen den Luxus, sofern sich dieses nicht ausschließ-

lich gegen unmoralisches und unwirtschaftliches Uebermaaß kehrt.

Das aus der Gewohnheit entwickelte Bedürfniß kann aber auch durch eine bestimmte, angeborene oder erworbene, Lebensstellung im fertigen Zustande übernommen werden, wenn gewisse Menschengruppen es als solches anerkennen und vererben. Die hierher gehörigen Arten von Bedürfnissen sind nach Zeit, Land und Stamm verschieden, und man spricht dann eben von Zeitbedürfnissen, von landesüblichen oder nationalen Bedürfnissen; eine besondere Gruppe dieser Art bildet auch die sogenannte standesgemäße Existenz. Obwohl nun alle diese Bedürfnisse sich aus ursprünglichen Geschmacksregungen wenig dringender Art entwickelt haben, so treten sie doch durch ihren Gruppencharakter so stark auf, daß sie bezüglich einzelner Gegenstände auch für solche Personen gelten, die selbst an dem betreffenden Objekte gar keinen Geschmack finden. So bildet in gewissen Gesellschaftsklassen der Besitz von Handschuhen ein standesgemäßes Bedürfniß auch solcher Personen, die gar nicht verlangen, welche zu tragen. Oft liegt die Freude an solchen Dingen ausschließlich darin, daß man durch ihren Besitz und das Hervorkehren desselben Etwas zu sein scheint, was man nicht ist. Zu der Zeit, als die Ständegliederung durch die Kleidung und die ganze Lebensführung streng markirt war, suchten die Angehörigen der niedrigeren Stände durch allerlei Aeußerlichkeiten für höher zu gelten, wodurch wieder die höheren Stände in ihrer Eitelkeit und ihrem vermeintlichen Rechte sich verletzt sahen. Daher wendeten sich die Luxusgesetze vorzugsweise gegen die Vermischung der Lebensgewohnheiten der verschiedenen Stände; sie wurden aber naturgemäß regelmäßig übertreten. Letzteres war um so erklärlicher, als ja die ganze Grundlage und Tendenz dieser Gesetze eigentlich eine natur- und vernunftwidrige war, und mit Recht schrieb daher Montaigne schon vor 300 Jahren: „Die Art, wie unsere Gesetze die verrückten und eitlen Ausgaben für Tafel und Kleidung zu regeln suchen, scheint ihrem Zwecke zu widersprechen. Denn das wahre Mittel wäre, den Menschen die Verachtung von Gold und Seide, als von eitlen und unnützen Dingen, einzuflößen; wir aber erhöhen Ehre und Preis derselben, was sehr ungeeignet ist, die Menschen davon abwendig zu machen. Denn sagen,

daß nur Prinzen Steinbutte essen und Sammt mit Goldborten tragen dürfen, was heißt das anderes, als ihren Werth erhöhen und das Verlangen nach ihnen bei Jedem steigern?“

Wir wollen also daran festhalten, daß der Unterschied zwischen Luxus und Bedürfniß in erster Linie auf dem subjectiven Empfinden des Verbrauchenden beruhe; je mehr aber durch Anhäufung von Erfahrungen die Genußfähigkeit wächst und gleichzeitig die steigende Möglichkeit wiederholter Befriedigung von Genußwünschen die Entstehung von Gewohnheiten begünstigt, desto mehr Genußarten gehen aus dem Gebiete des Luxus in das der Bedürfnisse über. Alle Bedürfnisse, die wir heute bis in die untersten Klassen hinunter als solche anerkennen, waren einmal Luxus, und jeder Luxus kann zum Bedürfnisse werden; umgekehrt kann aber auch bei materiellem Verfall das Aufgeben mancher Gewohnheit sich aufzwingen, und dann geschieht es, daß den Söhnen Manches zum Luxus wird, was den Vätern Bedürfniß gewesen.

Sobald die aus der steigenden Empfänglichkeit für Genuße, also aus einer Vervollkommnung der Geschmackseinwirkung entstehenden Wünsche sich nur einigermaßen vermehren, kann Niemand mehr sich selbst genügen, sondern Jeder braucht die Hilfe Anderer, die er sich natürlich durch Gegenleistungen erkaufen muß. So entsteht eine steigende Verwendung und Verwerthung der menschlichen Arbeitskraft durch die Gegenseitigkeit des Bedarfes. Das bringt aber nicht nur die Möglichkeit mit sich, daß Viele ihr Leben erhalten können, die sonst zu Grunde gehen müßten, sondern auch den Vortheil gebotener Auswahl, indem Viele in die Lage kommen, für ihren Lebensunterhalt eine Beschäftigung zu wählen, die ihrer persönlichen Neigung zusagt.

Der Einfluß der Geschmacksentwicklung nimmt aber hierbei nicht immer den Weg von unten hinauf, sondern häufig und zwar weit wirksamer von Oben hinunter; dieser Fall tritt dann ein, wenn sich zuerst bei den höheren Klassen in mächtigem Zuge der Kunstgeschmack entwickelt, welcher dann von da aus befruchtend auf die Menge wirkt. Obwohl der Kunstgeschmack mit dem daraus entstehenden Bedürfnisse nach künstlerischen Leistungen vom ästhetischen Gesichtspunkte betrachtet den höchsten Rang einnimmt, so ist doch sein unmittelbarer wirth-

schaftlicher Werth, wenn man diesen nach dem Umfange der Beschäftigung von Arbeitskräften beurtheilt, ein verhältnismäßig geringer. Allerdings, berechnet man die Zahl aller Künstler und aller in den zur Ermöglichung der Kunstausübung nothwendigen Hilfgewerben beschäftigten, beziehungsweise ernährten Personen, rechnet man hierzu den Unterhalt der Lehrkräfte, die Herstellungskosten von Theatern, Galerien, Akademien und aller sonstigen Gebäude, welche entweder selbst als Kunstschöpfungen oder als Unterkunftsstätten für künstlerische Thätigkeit zu betrachten sind, so repräsentirt dies gewiß eine sehr bedeutende Werthsumme, von der man sich eigentlich kaum einen rechten Begriff machen kann. Aber selbst in den kunstsinnigsten Staaten von einiger Ausdehnung spielt weder die Zahl der Personen, noch die Höhe der Werthbeträge eine im Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung oder zum Gesamtumsatze bedeutende Rolle. Aber ungemein hoch ist der indirekte Werth anzuschlagen, der darin liegt, daß durch eine entwickelte Kunst das allgemeine Niveau der ästhetischen Anschauung erhöht wird. Durch die vielfache Anregung und Gewöhnung wird nicht nur der positive Sinn für das Schöne, sondern insbesondere auch der Abscheu gegen das Häßliche gehoben, und es verallgemeinert sich das Bedürfniß, daß auch die Gegenstände des täglichen Gebrauches außer ihrer praktischen Nützlichkeit noch eine Befriedigung des Geschmacks gewähren.

Ist einmal ein solcher Zug ins Volk gekommen, so greift das wohlthätig befruchtend in alle Produktionszweige ein, und alle auf die Lebenserhaltung abzielenden Verrichtungen des täglichen Lebens bis hinauf zum festlichen Schmause werden durch sanfte Berührung vom Genius des Schönen veredelt. „Der Gast bei einem reichen Male - sagt Brillat-Savarin - in einem mit Spiegeln, Gemälden, Skulpturen und Blumen geschmückten, mit Wohlgerüchen durchräucherten Saale, in Gesellschaft schöner Frauen und bei den Tönen einer lieblichen Musik, braucht keine große Anstrengung seiner Denkkraft zu machen, um zu finden, daß alle menschlichen Fähigkeiten in Bewegung gesetzt worden sind, um die Genüsse des Geschmacks zu erhöhen, und gebührend einzurahmen“. Doch ist das, was an festlichen Gastmählern für die Produzenten der dafür nöthigen Dinge gewonnen werden kann, eine verschwindende Kleinigkeit gegen die groß

artige Nachfrage nach Arbeitskräften, welche eintritt, wenn in breiten Bevölkerungsschichten der Standard of life sich erhöht vom irdenen Geschirre zum Steingut, vom unbedeckten Tische zum Tischtuch, vom schmutzigen Kittel zum reinlichen Rocke - wenn der Sinn für Blumen und Wand-schmuck seinen veredelnden Einfluß auszuüben beginnt und so die Vermehrung der Bedürfnisse einerseits zu Fleiß und Ausbildung anspornt, andererseits disponible Arbeitskräfte in Brot setzt. Wenn das ganze Volk eine Freude daran findet, die Tafel seines Lebens mit rechtem Maße zu schmücken, so ist bald Jeder Wirth, Gast und Lieferant zugleich, und Einer hebt des Andern Wohlstand und Zufriedenheit.

Ein Stillstand kann in dieser Wechselwirkung - wenn er nicht durch äußere Verhältnisse geboten wird - nicht eintreten; denn abgesehen davon, daß ja die Genußfähigkeit und damit die Zahl der Bedürfnisse ins Ungemessene steigen kann, ist die Natur des Menschen darnach angethan, daß er nicht nur Schönes, sondern auch Neues will - ja oft genug ist das Vergnügen am Neuen, welches nicht schön ist, stärker als am Schönen, wenn dieses nicht neu ist. Wenn die allgemeine Strömung diesen Weg geht, so ist das freilich vom ästhetischen, ja selbst vom ethischen Standpunkte schlimm, weil die Verwilderung des ästhetischen Gewissens auch nicht ohne Einfluß auf das moralische Gewissen bleibt. Gewöhnlich tritt dieser Fall ein nach Erreichung der höchsten Blüthe einer bestimmten Geschmacksrichtung, bevor noch eine neue gute Richtung eingeschlagen ist. Diese Verderbniß erstreckt sich aber dann auch auf alle Arten von Genüssen, weil eben alle in einem psychologischen Zusammenhange miteinander stehen. Das ist eben dann eine Zeit des schlechten Geschmacks, eine Zeit der Krankheit; aber gleichwohl ist dies wirtschaftlich und für die Produktion noch immer besser, als wenn eine Abschwächung des Geschmacks, ein Rückgang der Bedürfnisse überhaupt eintritt; sie wird eben dann für die Befriedigung des schlechten Geschmacks sorgen und davon leben, wie ja Aerzte und Apotheker auch von Krankheiten leben.

Allerdings ist die Stellung der Aerzte und Apotheker eine andere, denn die Aufgabe, die ihnen zufällt und deren Erfüllung ihnen eben den Verdienst gibt, besteht darin, Krankheiten zu

heilen; während Derjenige, welcher Dinge erzeugt, die einer herrschenden schlechten Geschmacksrichtung entsprechen, eigentlich davon lebt, daß er eine bestehende Krankheit nährt und befördern hilft. Aber nur in den seltensten Fällen kann irgend Jemandem daraus ein Vorwurf gemacht werden; solange eine schlechte Geschmacksrichtung herrschend ist, wird sie eben von der überwiegenden Mehrzahl der Konsumenten und Produzenten gar nicht als schlecht oder krankhaft erkannt, und wer Produkte hervorbringt in der Absicht, sie zu verkaufen, muß wohl darauf bedacht sein, daß er auch Käufer findet; und wenn wirklich ein Produzent, der für seine Person auf einer höheren Stufe ästhetischer Urtheilsfähigkeit steht, für den Verkauf Gegenstände fabrizirt, die sein eigener besserer Geschmack verurtheilt, so handelt er unter der *dura necessitas*, deren Druck sich eben nur Wenige entziehen können; denn wenn er sich auch gegen den allgemeinen Zug stemmen und nur wirklich ästhetisch zu Billigendes anbieten wollte, so würde dies nichts nützen; die an verdorbenem Geschmache leidende Menge würde einfach an seinen Produkten vorüberziehen und sie ihm auf dem Halse lassen, weil sie ihr eben nicht gefallen würden. Wirtschaftlich wäre also eine solche Position nicht aufrecht zu halten; nur was gefällt, wird begehrt, nur was begehrt wird, ist leicht verkäuflich, nur was leicht verkäuflich ist, hat einen angemessenen Preis, und nur was einen angemessenen Preis hat, lohnt die Arbeit wirtschaftlich.

Den besten Preis erzielt natürlich das am meisten Begehrte, was dem allgemeinen Zuge entspricht, was eben in der Mode ist. Die Mode mit ihrer Alles bewältigenden Macht gehört in die Gruppe der Massenerscheinungen; die Menschen unterliegen, wenn unter Umständen ein gewisser Gemeinsamkeitsdrang sie erfaßt, wenn der, ich möchte sagen,, Massenodem ihr Denken, Fühlen und Streben belebt, vollständig dem so erhaltenen Impulse. In einer plötzlich ausgebrochenen Panik, in einer aus irgend einem, wenn auch noch so nichtigen Grunde entstehenden Volksbewegung wird der Einzelne nicht nur physisch, sondern auch in seiner ganzen Geistesthätigkeit willenlos mitgerissen; er glaubt zu wollen, was Alle wollen, und übt Handlungen aus - je nach der Natur der Bewegung - so gut oder so schlecht, so edel oder so brutal, wie sie seinem individuellen Charakter gar

nicht entsprechen. Derselbe psychologische Massencharakter liegt auch den geistigen Strömungen verschiedener Art zu Grunde; nur wer durch Naturanlage oder in Folge von ernstesten Studien sich einer besonders selbständigen Individualität erfreut, vermag dem allgemeinen Zuge zu widerstehen, wenn er die Uebereinstimmung zwischen seinen Ueberzeugungen und seinen Handlungen höher stellt, als die Vermeidung der allerlei Uebel, die eine solche Haltung im Gefolge hat. Nicht nur Kleidung, Schmuck oder Möbel, für welche Dinge wohl der Ausdruck Mode meist angewendet wird, unterliegen diesem Massenzuge, der alle Ueberlegung im Einzelnen unterdrückt, sondern auch die Ansichten und Bestrebungen in Bezug auf die höchsten Güter der Menschheit: Gerechtigkeit, Freiheit, Kultur. In ewigen Schwankungen wogt es auf und nieder, und Mancher, der zur aufstrebenden Zeit mitgeholfen, die Massen zu höherem Sinne zu erheben, muß mit Betrübnis erleben, daß dieser Sinn sich wendet, daß nach der Fluth die Ebbe kommt. Freilich bleibt dem Freunde des Fortschrittes ein Trost aus den Lehren der Geschichte; wenn nicht, ein elementarer gänzlicher Umsturz eintritt, der - wie die Völkerwanderung - alle Kultur vernichtet, so bleibt von jedem errungenen Erfolge doch immer ein Restchen als unverwüstbar zurück. So wie der Ocean mit jeder Fluthwelle, unmerklich im Einzelnen, aber stetig und mit bleibendem Resultate, an einer Küste nagt, der anderen Boden zuschwemmt, so schafft auch jede civilisatorische Woge des allgemeinen Geistes der Menschheit eine gewisse Summe von Thatsachen, hinter welche zurück es kein Versinken mehr giebt. So mögen denn auch die Moden schwanken zwischen Schönem und Absurdem, zwischen Komplizirtem und Einfachem - solange es überhaupt ein civilisirtes Europa giebt, werden sie hier nie mehr zu jenem Urvolks-Kostüme herabsinken, welches heute nur noch die wilden Männer im preußischen Wappen tragen.

So wenig bedeutend übrigens im Vergleiche zu den Schwankungen im Kulturniveau der Wechsel der Mode in Dingen des Geschmacks auch sein mag, so verhängnißvoll kann er in wirtschaftlicher Beziehung werden, wenn zahlreiche Existenzen auf der Meinung begründet sind, daß eine bestimmte Mode dauern werde, und diese plötzlich aufhört. Eines der schrecklichsten Beispiele dieser Art, geradezu ein Nationalunglück, zeigt uns ein



solch plötzlicher Modenwechsel, dessen Objekt vor 250 Jahren eine harmlose Blume gewesen. Die Tulpe, welche der Naturforscher Busbek im Jahre 1554 aus Adrianopel zuerst nach dem westlichen Europa gebracht, wurde nach und nach allgemein beliebt, und etwa achtzig Jahre später entwickelte sich geradezu eine Leidenschaft dafür, welche in Holland ihren Hauptsitz hatte. Die unglaublichsten Preise wurden für einzelne Sorten bezahlt, Häuser und Landgüter für wenige Zwiebeln in Tausch gegeben. 2000 bis 4000 Gulden erzielten einzelne Zwiebeln und im Jahre 1637 wurden in Alkmar zu Gunsten eines Waisenhauses 120 Zwiebeln für 90 000 Gulden verkauft. Noch in demselben Jahre hatte aber plötzlich der Geschmack für Tulpen ein Ende, was noch im Juni ein Vermögen repräsentirte, war im August eine nutz- und werthlose Pflanze, und eine ruinöse Finanzkrise ging über das Land. Das war das Prototyp von einer Mode Glück und Ende.

War aber auch eine Abart des Geschmacks der Grund dieser ganzen Bewegung, so war es doch nicht der Geschmack allein, der die Preise so treiben konnte; denn der Begehren nach einer Sache und somit der Preis derselben wird eben nicht nur durch die Anregung des Geschmacks - sei nun dieser gut oder schlecht - bestimmt, sondern es treten auch Motive auf, die zwar an den Geschmack sich eng anschließen, aber doch von demselben streng zu unterscheiden sind. Die wichtigste Rolle spielt hierbei die Eitelkeit; schon früher war davon die Rede, daß oft der Wunsch vorhanden ist für Mehr zu gelten; es ist dies die sogenannte Großmannssucht; die schlimmste Abart davon, welche aber gerade bei vielen Dingen, wenn sie eben in die Mode kommen, maßgebend auf die Preisbildung einwirkt, ist das Protzenthum, welches in erster Linie mit dem Reichthum und mit der Fähigkeit, große Summen für nichtige Dinge ausgeben zu können, prahlen will. Wenn wir lesen, daß Heliogabalus bei einem Male 600 Straußengehirne oder der Tragöde Aesopus die Zungen von 5000 zum Sprechen abgerichteten Vögeln ihren Gästen vorsetzten, so haben wir hier charakteristische Beispiele solch' sinnloser Ausgabensucht. Wenn auch heute vielleicht in solchem Umfange diese Art von Verschwendung sich nicht wiederholt, so beruhen doch so ziemlich auf denselben Grundlagen die riesigen Preise, welche zuweilen für Gemüse oder Früchte außer

der Saison bezahlt werden; auch bei Edelsteinen dürften auf die Preisbildung nicht bloß ihre Schönheit und Seltenheit allein einwirken, sondern auch der in manchen Kreisen verbreitete Wunsch, insbesondere durch die Kostbarkeit der Geschmeide zu glänzen, sowie denn überhaupt die Prunksucht allein manchen Dingen zu übertriebenem Werthe verhilft, und nur durch des Käufers Gefühl der Befriedigung darüber, mehr subjektive Kaufkraft als Andere zeigen zu können, die Preise mancher Raritäten so enorme Höhen erklimmen. All' dies sei nur als eine nebensächliche Bemerkung hingestellt, die hier nur Platz finden möge, weil es doch zuweilen vorkommt, daß man Verschwendung und Geschmack verwechselt; die Verschwendung ist eine Ausartung und ihr Vorkommen bedeutet auch keineswegs eine Hebung des allgemeinen Wohlstandes; diese geht nur Hand in Hand mit gleichmäßiger allgemeiner Entwicklung des Geschmackes.

Wovon bisher im Allgemeinen gesprochen wurde, das war der Geschmack in seiner Bedeutung als Empfänglichkeit und die daraus hervorgehende Begehrlichkeit; ich möchte dies den receptiven Geschmack nennen. Der Befriedigung dieser Begehrlichkeit muß aber anderseits die Fähigkeit entsprechen, solche Dinge zu erzeugen, die das Vergnügen, für welches jene Empfänglichkeit vorhanden ist, gewähren können; diese Fähigkeit nenne ich den productiven Geschmack.

Wer ein Gut herstellt, welches auf den Geschmack wirken soll, hängt, wie schon früher angedeutet, bezüglich dessen Verkäuflichkeit von dem Geschmacke - dem receptiven - des präsumtiven Käufers ab; nun ist aber Geschmack und Schönheitsbegriff ungemein verschieden. Ich will nur darauf hinweisen, wie sich z. B. die Malaien auf Java die Schöpfung des Menschen vorstellen. Als Gott den Menschen erschaffen wollte, - so erzählen sie - formte er seine Gestalt aus Lehm und warf ihn in den Krater des Feuerberges Bromo, um ihn zu backen; als er ihn nach einer Weile wieder herauszog, zeigte es sich, daß er zu lange in der Hitze gewesen, denn er war schwarz gerathen. Da nun aber Gott das, was er geschaffen, nicht zerstören mochte, so ließ er den schwarzen Menschen leben, versetzte ihn nach Afrika, und so entstand die Negerrace. Ein zweiter Backversuch fiel nach der andern Seite hin ungünstig aus; der neue Mensch war nun zu kurze Zeit im Feuer gelassen worden und war noch

weiß, als ihn Gott herauszog; ihn versetzte der Schöpfer nach Europa. Erst der dritte Backversuch gelang vollständig; diesmal wählte der Gott gerade die richtige Zeitdauer für die Einwirkung der Hitze, und dann kam der Malaie als vollendeter Mensch heraus, von „schöner gelber“ Farbe. Wer also den Malaien durch das Bild eines Menschenantlitzes erfreuen will, der muß es ihm gelb malen, denn die weißen Menschen gelten ihm für nicht ausgebacken. Nehmen wir ein anderes Beispiel. Zur Zeit der französischen Revolution gab es - wie Brillat-Savarin erzählt - in London einen emigrierten französischen Edelmann, Namens d'Albignon, der verstand es in vortrefflicher Weise französischen Salat anzumachen, so daß er in alle vornehmen Häuser, bei Gelegenheit festlicher Male, gerufen wurde, um diese wichtige Function zu versehen. Er verdiente dadurch nicht nur genug, um angenehm zu leben, sondern ersparte sich auch ein Vermögen von mehr als 80.000 Francs. Wollte nun aber in unserer Mitte ein chinesischer Sacher oder Dressler sich niederlassen, so würde er doch höchst wahrscheinlich auch für die prachtvollsten gebackenen Ratten und für das feinste Regenwürmer-Ragout à la financière kaum die entsprechende Gegenliebe finden; anderseits würde man dafür wieder große Schwierigkeiten haben, an Chinesen Nippsachen mit der bei uns jetzt so beliebten Hufeisen-Verzierung zu verkaufen, da das Hufeisen den Chinesen an die Gestalt seiner Gräber mahnt.

Es muß also Derjenige, der für den Verkauf etwas herstellt, auf den Geschmack Derjenigen, welche das Produkt erwerben sollen, die gebührende Rücksicht nehmen; damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß immer erst das Entstehen eines Begehrs abgewartet werden soll; die Entwicklung würde vielmehr eine sehr primitive bleiben, wenn die Produktion immer nur dem Begehre nachfolgen sollte. Die Produktion kann nur blühen, wenn sie im Voraus auch Etwas herzustellen vermag, das dem Geschmacke schmeichelt, wenn sie es versteht, durch ihre Produkte Gefallen zu erregen und die Begierde nach deren Besitz wachzurufen; sie muß also erfinden, und die glückliche erfolgreiche Erfindung ist das eigentlich Werthschaffende im produktiven Geschmack. Die ausführende Arbeit bei einem bestimmten Objekte macht innerhalb gewisser Grenzen häufig dieselben Kosten und Mühen, gleichviel ob das Erfundene dem Geschmacke der Käufer

entspricht oder nicht; insbesondere ist dies der Fall im Maschinenbetriebe oder sonst auch in der Massenerzeugung. Denn die Herstellung eines Druck- oder Spitzenmusters oder einer gepreßten Metallform kostet gleichviel, ob Muster und Form schön sind oder nicht; für den Grad der Verkäuflichkeit ist aber gerade der letztere Umstand maßgebend.

Die werthschaffende Rolle des erfindenden Geschmacks ist im einzelnen Produkte eine um so wichtigere, je größer der Unterschied zwischen dem Preise des Productes und dem Werthe des Rohmaterials ist. Redgrave charakterisirt in seinem Berichte über die Londoner Ausstellung von 1851 in dieser Hinsicht vortrefflich den Unterschied zwischen den englischen und indischen Gold- und Silberwaaren, indem er sagt: „Von der Betrachtung der englischen Gold- und Silberarbeiten empfängt man den Eindruck, als habe der Fabrikant sich bemüht, die größtmögliche Menge Metalls mit der geringsten Kunst zu liefern. Einen bemerkenswerthen Gegensatz hierzu bilden die aus Indien gesandten Gold- und Silbergeschmeide, die sich durch vollendete Technik auszeichnen. Mit meisterhaftem Verständniß für die Behandlung der Oberfläche sehen wir bei ihnen das Emailliren, Tauschiren, Durchbrechen, Inkrustiren zur Anwendung gebracht, und zwar so, daß auf die geringstmögliche Menge Metall die größtmögliche Menge vollendet geschickter Arbeit kommt“. Ein ganz prägnantes Beispiel in dieser Beziehung giebt übrigens die Erzeugung der Spitzen, bei welchen nur im Muster und in der dasselbe ausführenden Arbeit der Werth liegt, während die Kosten des Rohmaterials kaum in Betracht kommen.

Der wirtschaftliche Wert des produktiven - erfindenden- Geschmacks eines bestimmten Individuums besteht in dessen Fähigkeit, das zu erfinden, was Anderen gefällt; je mehreren Anderen das Erfundene gefällt, desto größer ist der Werth der Erfindung, und den höchsten Rang in wirtschaftlicher Beziehung erreicht ein Erfinder, wenn er einen Typus schafft, der sich die Welt erobert. Daraus folgt übrigens noch keineswegs, daß der Erfinder selbst auch den Nutzen davon hat - im Gegentheil, die Beispiele sind leider nur zu zahlreich, wo der Erfinder in Armuth verkommt, während Andere an seiner Erfindung sich bereichern; dadurch wird aber durchaus nicht deren objektiver

wirtschaftlicher Werth vermindert, welcher darin liegt, daß von der Ausführung derselben oft Hunderttausende in mehreren Generationen leben. Wenn aber in einem Volke der produktive Geschmack als allgemeiner Charakterzug so ausgebildet ist, daß es durch Erweckung der Begehrlichkeit nach seinen Produkten die Kaufkraft anderer Völker sich tributär macht, so findet es die beste Verwerthung seiner Arbeitskraft und hebt seinen eigenen Wohlstand ungemein.

Es ist sehr schwer, an einzelnen konkreten Beispielen den ziffermäßigen Nachweis zu liefern, wie hoch der wirtschaftliche Werth einer bestimmten Erfindung anzuschlagen ist, und es giebt auch wenig Beispiele, die sich überhaupt dazu eignen. Um den wirtschaftlichen Effect eines neuen Gedankens oder einer Erfindung in geschlossener Form zeigen zu können, muß die Erzeugung und der Verkauf des betreffenden Produktes sich räumlich und zeitlich abgrenzen, und es kann daher immer nur ein Gegenstand von untergeordneter Bedeutung für eine solche Nachweisung verwendbar sein. Ich will nun hier zwei solche Beispiele vorführen, und zwar das eine davon, welches in die Kategorie des guten Geschmacks gehört, meiner Heimath entnehmen, während das andere von schlechterem Geschmacke aber viel größerer Einträglichkeit dem Pariser Boden entstammt.

Jeder, der schon einmal die berühmte Fahrt über den Semmering gemacht, wird wohl freudig überrascht gewesen sein, als sich auf den einzelnen Stationen, insbesondere aber auf der Station Semmering selbst, Frauen und Mädchen mit reizend hübschen Blumensträußen nahten und dieselben um billiges Geld zum Verkauf anboten, und man kann wohl annehmen, daß fast Jeder, der diese Tour gemacht, wenigstens einmal irgend ein, wenn auch kleines blühendes Andenken von dort mitnahm. Ich habe mich nun erkundigt, wie groß wohl auf diesem geschlossenen Gebiete der Semmeringbahn der Umsatz an Blumensträußen sein mag, und es wurde mir die Auskunft, daß auf den verschiedenen Stationen 2500 bis 3000 große und über 3000 kleine Bouquets zu einem ungefähren Werthe von 1500 bis 2000 Gulden jährlich verkauft werden. Es sind die Frauen und Töchter von Bahnbediensteten, welchen von Seite der Direction der Zutritt auf den Peron behufs Blumenverkaufes

gestattet ist, und welche dadurch einen kleinen Nebenverdienst haben. Die Bouquets sind mit einem gewissen Geschmack gebunden und bestehen aus den Blumen, welche eben die Saison im Gebirge bietet; sie müssen allerdings oft von weit her geholt werden, aber sie verleihen auch den Bouquets einen so charakteristischen Reiz, welcher die Kauflust mächtig anregt, namentlich da der Preis nicht über 50 Kreuzer steigt. Im Winter sehen wir die Schneerosen (*Helleborus niger*, Nießwurz) in Moos gebettet oder auch rote Hagebutten mit den flaumähnlichen Samenkapseln der Clematis zusammengebunden; im Frühling, Sommer und Herbst aber entfaltet sich die ganze Pracht der Orchideen und Dotterblumen, Gentianen, Cyclamen und Alpenrosen, hie und da auch besonders geziert durch ein *Cypripedium*, die Freude der Botaniker. Leider habe ich nicht erfahren können, wer zuerst den Gedanken gehabt, diese Leute zum Binden und Verkaufen ihrer Sträuße anzuleiten; so viel ist aber sicher, daß er sich ein großes Verdienst erworben hat, dessen objectiver Werth sich bisher auf etwa 50000 Gulden beziffern läßt, denn so hoch beläuft sich ungefähr die Gesamtsumme, die seit der Eröffnung der Semmeringbahn in diesem Erwerbszweige verdient worden sein mag. Diese ganze Summe ist aber ausschließlich Arbeitsverdienst, denn Blumen, Moos und Blätter wachsen gratis im Walde und brauchen nur geholt zu werden.

Das andere Beispiel wird wahrscheinlich sofort bei der Nennung seines Namens ein Lächeln auf die Lippen der Leser bringen; es heißt: Cri-Cri. Alle Welt erinnert sich wohl noch der furchtbaren Tyrannei, welche dieses kleine, aus einem in eine Metallhülse eingespannten Stückchen Uhrfeder bestehende Instrumentchen im Sommer 1876 ausübte; man konnte auf keiner Straße gehen, in keinem Garten sitzen, ohne von dem eigenthümlich metallisch glucksenden Cri-Cri-Tone verfolgt und belästigt zu werden. Hie und da trug sogar die Polizei durch specielle Verbote zu seiner Popularität bei; es wurden sogar Musikstücke komponiert, in welchen die Mitwirkung des Cri-Cri von Seite des Orchesters und des Publikums obligat war. Mit diesem sonderbaren Kulturträger hatte Paris die Welt beglückt; der Erfinder desselben hieß Charles Rossignol. Nach seinen eigenen Mittheilungen, deren Kenntniß ich freundlicher Vermittlung verdanke, war er auf die Idee dieser Produktion durch

ein ähnliches Instrumentchen gekommen, welches angeblich in Amerika in Verwendung steht und in manchen Schulen von den Lehrern zur Erweckung der Aufmerksamkeit der Schüler und in Gasthäusern von den Gästen zur Herbeirufung der Kellner gebraucht wird. Er nahm ein Patent und richtete die Fabrikation ein; das kleine Ding erfreute sich alsogleich großer Beliebtheit; durch sechs Monate waren bei Tag und bei Nacht je 100 Arbeiter mit der Herstellung dieses Spielzeuges beschäftigt, Hunderte von Leuten warteten stundenlang vor der Fabrik, um jede Partie fertiger Waare sofort in Empfang zu nehmen - und nach Ablauf dieser sechs Monate war die Geschichte aus. Herr Rossignol hatte aber während dieser Zeit 18 Millionen Stück Cri-Cri erzeugt und 900.000 Franks dafür eingenommen. Sachverständige Beurtheiler meinen, daß er hierbei einen Reingewinn von mindestens 300.000 Franks realisirt habe. Der Fabrikspreis betrug 5 Centimes per Stück, nachdem sich aber der Verkaufspreis für das Publicum auf 15 bis 20 Centimes stellte, so kann man daraus ermessen, wie viel noch von verschiedenen Händen an Zwischengewinn erzielt worden ist. Außerdem muß man noch bedenken, daß außerhalb Frankreich unzählige Nachahmungen gemacht wurden, welche noch einer Menge von Leuten Verdienst gaben. Wie schon gesagt und wie wohl Allen bekannt, verschwand im darauffolgenden Winter das Cri-Cri vollständig von der Bildfläche des täglichen Lebens. Als ich mir im vorigen Winter in Wien eines verschaffen wollte,, gelang es mir nur mit großer Mühe, nach mehrwöchentlichem Suchen eines aufzutreiben. In Berlin aber kenne ich einen Herrn, welcher zufälligerweise auch im vorigen Jahre nach einem Cri-Cri suchte, dem es aber nicht gelang eines solchen habhaft zu werden, obwohl er in mehreren Blättern eine Annonce einrückte, in welcher er für ein Exemplar 10 Mark zu bezahlen versprach.

In zweiter Reihe der Produktion, quantitativ weit verbreiteter, aber qualitativ weniger werthvoll, steht der imitatorische Geschmack; er lebt von der Nachahmung und spekulirt - wenigstens zum großen Theile - auf den Nachahmungstrieb der Menschen; es giebt auch bei diesem Grad Unterschiede, je nach der Auswahl der nachgeahmten Originalien und nach der Fähigkeit der richtigen Nachahmung. Der Geschmacksverderbniß ist auf diesem Gebiete ein weiter Spielraum eröffnet; häufig geschieht die Nach-

ahmung verständnißlos, ohne in den Geist der Originale einzudringen, anderseits wird hier, da es sich meistens um Verbreitung der Produkte in weitere Schichten der Bevölkerung handelt, der Rücksicht auf Wohlfeilheit oft ein größerer Einfluß eingeräumt, als mit dem guten Geschmacke verträglich ist; immer ist aber, wenn es sich um internationale Verhältnisse handelt, der Werth der Imitation geringer, weil das die Originalien schaffende Volk aus seiner Superiorität und aus der Priorität der Erfindung den Vortheil zieht. Professor Julius Lessing gibt in seiner Brochüre „Der Modeteufel“ eine anschauliche und anziehende Schilderung des Entstehens der Kleidermoden in Paris und knüpft daran eine lehrreiche Darstellung, wie der imitatorische Geschmack daraus Nutzen zieht. „Wenn einmal - sagt er - die Mode in Paris geschaffen ist, so sorgt ein vollständig ausgebildetes Getriebe für ihre schleunige Verbreitung. Der Konflux der Modisten aller Welt wartet nur darauf, Befehle zu erhalten, um eiligst mit den erworbenen Schätzen nach Hause zu fliegen. Man bezahlt jeden Preis für ein neues Modell, jeden Preis für den Vorsprung von acht bis vierzehn Tagen; 2000 Franks, 3000 Franks sind ganz gewöhnliche Sätze für ein Kleid, welches der Schneider in Berlin, Brüssel, Madrid oder New-York nicht verkauft, sondern das er nur zum Vorbild nimmt, um darnach unter Umständen Toiletten zum Preise von 200 bis 300 Mark anzufertigen. Was er bezahlt und bezahlen muß, ist die Erfindung und die Sicherheit, daß er ein Muster hat, welches dem Weltgeschmack entspricht“. Lessing konstatirt in der weiteren Ausführung mit Bedauern, daß in Sachen der Kleidermode Deutschlands Produktion hauptsächlich auf Nachahmung angewiesen sei, und schließt seine diesbezüglichen Ausführungen mit folgender sehr beherzigenswerther Erwägung: „Sicherlich ist diese Art von Arbeitstheilung zwischen uns und Paris eine wenig erfreuliche. Dort wo die Mode geschaffen wird, ist das eleganteste Publikum der ganzen Welt, der Geschmack, die Erfindung und beliebige Phantasiepreise, welche die Damen und die Modisten von Europa und Amerika willig zahlen; bei uns ist die Dutzendwaare und spärlicher Gewinn. Von der Erfindung des Schnittes abhängig und gleicherweise in zweite und dritte Reihe gedrängt sind dann die Fabrikanten der Kleiderstoffe, die Posamentiere, die Spitzenweber und die ganze große Gefolgschaft. Die Stärkung



des deutschen Einflusses im Gebiet der Mode ist also keineswegs nur eine Forderung des nationalen Stolzes, sondern auch für die nationale Erwerbsfähigkeit eine Frage von eingreifendster Bedeutung“.

Da, wie aus dem Vorhergehenden wohl zur Genüge klar geworden, die Entwicklung und Verwerthung des produktiven Geschmacks von so enormer Wichtigkeit ist, ja, da man sagen kann, daß darin die Grundbedingung jedes höheren und dauerhaften materiellen Aufschwunges gegeben ist, so erscheint es geboten, Alles vorzukehren, was ihm die Erkenntniß seiner Aufgabe und die Erreichung von Erfolgen zu erleichtern geeignet ist; man muß aber, um nicht durch planlose Hilfsactionen mehr zu verderben, als man gut macht, ein wirtschaftliches Princip suchen, das als Leitfaden dienen kann. Dieses Princip besteht nun, wie ich glaube, darin, daß man die geschäftlichen Hoffnungen, welche den Antrieb zu einer Thätigkeit des produktiven Geschmacks geben, aus dem Gebiete des Glückes oder blinden Zufalls auf den Boden einer vernünftigen Wahrscheinlichkeitsrechnung führe, beziehungsweise diesen Boden für sie schaffe. Das Spiel, in welchem Erfinden und Arbeit eines Menschen der Einsatz ist, darf kein Hazardspiel, sondern muss ein Berechnungsspiel sein; der Einfluß günstiger oder ungünstiger Chancen wird sich ja niemals bannen lassen, aber seine Bedeutung muß auf ein vernünftiges Maß herabgedrückt werden; dieses Resultat ist aber sicherlich zu erreichen und ist auch in manchen Ländern in ziemlicher Ausdehnung bereits erreicht.

Wie alle Gefühle, so folgt auch der Geschmack gewissen Gesetzen und ist einer Cultur fähig; die Kenntniß dieser Gesetze, welche ja zum größten Theile schon ergründet sind, muß Gemeingut werden, ihre elementaren Grundlagen wenigstens sollten in Fleisch und Blut der Bevölkerung übergehen; daraus ergiebt sich die Cultur von selbst. Sobald einmal Jemand weiß, worauf der angenehme Eindruck, den ein Gegenstand - sei es auf welchen Sinn immer - hervorbringt, beruht, wird er bei Erwerbung eines solchen Gegenstandes mit Bewußtsein solche Exemplare wählen, die eine Wiederholung oder Fortdauer des angenehmen Eindruckes sichern. Ein Beispiel möge dies klar machen. Jemand sieht vor sich mehrere Teppiche, auf deren Ornamentation die Farben gelb, rot und blau in verschiedenen Verhält-

nissen vertheilt sind; an sich gefällt ihm diese Farbenmischung überhaupt, aber einer der Teppiche macht ihm doch einen angenehmeren Gesamteindruck als die anderen; warum? weil das Quantitätsverhältnis der Farben ihrem verschiedenen Vermögen, den Gesichtssinn zu reizen, entspricht. Semper hat diesbezüglich nachgewiesen, daß zur Hervorbringung eines gleichmäßigen, daher dauernd angenehm wirkenden Reizes acht Theile Blau mit fünf Theilen Roth und drei Theilen Gelb zusammengestellt werden müssen; wer das nun weiß, der braucht keine Vergleichung mehr; wenn er einen Teppich mit den genannten Farben kaufen will, so wird er ihn daraufhin ansehen und wissen, daß nur dieses eben erwähnte Verhältniß ihm einen angenehmen Eindruck auf die Dauer sichern kann. Gehen wir aber einen Schritt weiter; nehmen wir an, Alle, die blau-roth-gelbe Teppiche überhaupt kaufen, wissen dies und handeln darnach; was wird die Folge sein? Wer solche Teppiche macht, wird sich an dieses Farbenverhältnis halten, und für die zahllosen Combinationen, die ihm sonst noch zur Verfügung stehen, ist wenigstens diese eine Grundlage festgestellt. Nicht mehr dem zufälligen Errathen des fremden Geschmacks ist der Teppichmacher ausgesetzt, sondern er hat eine Regel, an die er sich halten kann; aus dem Lottospiele ist eine Berechnung geworden.

Der Rückschluß vom besonderen Beispiele auf das Allgemeine ergibt sich von selbst; durch die Kenntniß der Gesetze erhält der receptive Geschmack seine Richtschnur und aus der Gewöhnung an diese Richtschnur seine Cultur. Auch der productive Geschmack erhält die Richtschnur und dadurch eine Berechnungsbasis für seine geschäftlichen Bestrebungen. So wie man bei einem logisch gebildeten Menschen innerhalb gewisser Grenzen immer mit Sicherheit errathen kann, was er in einem bestimmten Falle meinen und beschließen wird, so weiß man auch bei einem ästhetisch Gebildeten, innerhalb welcher Grenzen sich seine Wahl in Sachen des Geschmacks bewegen wird. Je besser und kultivirter der receptive Geschmack des kaufenden Publikums ist, desto enger ziehen sich die Grenzen des Risico, das der kultivirte productive Geschmack in seiner schaffenden Thätigkeit läuft; desto leichter wird es ihm vorauszufühlen, was den Anderen gefallen kann; in diesem Vorausfühlen aber liegt das Geheimnis seines Erfolges. Immer noch bleibt das Gebiet

der freien Wahl weit genug, es ist aber doch das Meiste gewonnen, wenn durch die Erhöhung des allgemeinen Niveaus ästhetischer Bildung beim Produzenten an die Stelle sinnlosen Versuchens das planvolle Streben treten kann.

Wie nützlich es für das wirtschaftliche Interesse eines Staates ist, wenn er mit allen zulässigen Mitteln, die zusammen nur eine Erziehung im großen Style bedeuten, dahin strebt, das höhere ästhetische Niveau zu erreichen und zu erhalten, das zeigt die für Frankreichs Reichthum so unendlich förderliche Superiorität, welche dieses Land bis vor Kurzem auf allen Gebieten des Geschmacks innehatte und auf vielen noch hat; und Herr v. Dumreicher hat vollkommen Recht, wenn er in seinem vortrefflichen, diesem Gegenstande gewidmeten Buche schlechtweg Frankreichs Wohlstand ein Werk der Erziehung nennt. Welche betäubende Rolle spielte dagegen früher die übrige Welt; traurig und erheitend zugleich klingt der kurze Satz, mit welchem Falke in seiner „Geschichte des modernen Geschmacks“ dieses Verhältnis charakterisirt: „In der Zeit, als in Paris der Terrorismus der Revolution seine Herrschaft begann, da entstand in der gebildeten Gesellschaft des übrigen civilisirten Europa plötzlich große Verlegenheit, denn auf einmal blieben die Moden aus. Seit fast anderthalb Jahrhunderten hatte man sich in Dingen des Geschmacks fast vollständig auf Frankreich verlassen“. Seit einem Vierteljahrhundert ändern sich allerdings die Dinge gewaltig, und so Deutschland wie Oesterreich können mit Befriedigung auf diese Zeit zurücksehen, während welcher durch fruchtbringende Veranstaltungen aller Art für die Hebung des receptiven wie des produktiven Geschmacks namhafte Erfolge erzielt worden sind; doch darf man in den diesbezüglichen Bestrebungen keineswegs erlahmen, denn es bleibt noch reichlich viel zu thun, um den durch jahrhundertlanges zielbewußtes Streben erreichten Vorsprung völlig wettzumachen.

Bei Beleuchtung des Einflusses des Geschmacks auf die Entwicklung des Wirtschaftslebens muß noch auf einen wichtigen Zweig des letzteren Bedacht genommen werden, um nicht eine fühlbare Lücke zu lassen; es ist dies der Verkehr, die Herstellung der Beziehungen zwischen den Produzenten und Konsumenten. Wie schon früher hervorgehoben, entwickelt sich die Empfänglichkeit und die Begehrlichkeit aus der Erfahrung; ein

unbekannter Gegenstand und unbekannte Eigenschaften eines Gegenstandes können nicht begehrt werden; im Interesse der Entwicklung und Verwerthung des produktiven Geschmacks liegt es also, daß die Erzeugnisse, bei denen er mitgewirkt, bekannt werden und ebenso die Eigenschaften, durch welche sie dem receptiven Geschmacke Rechnung tragen. Häufig genug geschieht dieses Bekanntwerden durch Zufall und es kann sich auch daraus eine nützliche Verkehrsbelebung ergeben. Franklin erzählt ein reizendes Geschichtchen dieser Art, das auch sonst nach mancher Richtung sehr lehrreich ist. Ein Schiffer erwies ihm einen Dienst, und da jener keine Bezahlung annehmen wollte, schenkte Franklin's Frau der Tochter des Schiffers eine neumodische Haube. Nach einiger Zeit besuchte der Schiffer in Begleitung eines alten Landmannes aus demselben Dorfe Franklin und ließ gesprächsweise die Bemerkung fallen, daß die seiner Tochter geschenkte Haube dem Dorfe theuer zu stehen gekommen sei, da alle Mädchen gleiche Hauben haben wollten, was ihnen Auslagen im Betrage von 100 Pfund verursacht habe. Der alte Landmann aber war entgegengesetzter Ansicht; er meinte vielmehr die Haube habe Vortheil gebracht, denn um die 100 Pfund bezahlen zu können, strickten die Mädchen wollene Handschuhe, und das habe im Ganzen mehr eingetragen. Die ganze Lehre vom wirtschaftlichen Werthe des Geschmacks ist eigentlich in diesem Geschichtchen enthalten; die Veranlassung zu der gesammten durch das Erscheinen dieser Haube im Dorfe hervorgerufenen Thätigkeit war aber der zufällige Umstand, daß die Aufmerksamkeit der Dorfschönen auf das ihnen bis dahin unbekanntes Putzstück gelenkt und damit ihre Begehrlichkeit wachgerufen wurde.

Der Produzent würde aber schlecht fahren, der sich lediglich auf die Gunst des Zufalls verließ; er muß vielmehr bestrebt sein, durch Mittel aller Art die Aufmerksamkeit auf sein Produkt zu lenken und so durch Erregung der Vorstellung von dem Genusse, den dasselbe gewähren kann, die Begehrlichkeit zu schaffen. Freilich kann die Begehrlichkeit zuweilen auch in anderer Weise hervorgerufen werden, indem man z. B., wenn man die Macht dazu hat, die Befriedigung eines gewohnheitsmäßigen Bedürfnisses irgendwie verhindert, dadurch das betreffende Verlangen besonders steigert und diese Steigerung

sodann ausnützt. So handelte u. A. König Mausolus von Karrien, 300 Jahre v. Chr.; seine Unterthanen liebten sehr den Haarschmuck; plötzlich befahl er, daß sich Alle die Köpfe scheeren müssen, was nicht wenig Bestürzung unter ihnen hervorrief; doch war auch schon für einigen Trost gesorgt. Der König hatte vorher bereits eine große Anzahl von Perücken anfertigen lassen, welche er nun seinen Lieben und Getreuen um gutes Geld verkaufte. Ihm füllten sich dabei die einiger Nachhilfe bedürftigen Kassen. Dies war nun allerdings ein gewinnreicher Koup, es kommt aber doch nur selten Jemand in die Lage, einen solchen auszuführen, und es wird daher im Wesentlichen doch ein jeder Produzent für sein Interesse dadurch sorgen müssen, daß er eben die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Produkte zu lenken sucht

Zum Theil kann der produzierte Gegenstand selbst schon geeignet sein, sich bemerkbar zu machen; dies ist dann der Fall, wenn seine den Geschmack befriedigende Eigenschaft, sein Aeußeres selbst oder in seiner äußeren Erscheinung erkennbar ist, so bei einem schönen Gefäße, einem schönen Stoffe u. dgl.; tritt dieser Fall nicht ein, so muß in anderer Weise nachgeholfen werden; zunächst durch persönliches Anpreisen, dann durch geschmackvoll kombinierte Zusammensetzung, so wie z. B. Zola in seinem Romane „Au bonheur des Dames“ so wundervoll die „Symphonie de blanc“ schildert, welche in dem großen Laden seines Helden alle Welt anzieht und zum Kaufen reizt. Endlich kann auch der Gegenstand geschmückt werden durch die Art der Verpackung und Etiquettirung, die sogenannte Toilette. Diese Waaren-Toilette spielt heute eine ungeheure, kaum geahnte Rolle, besonders bei den minder civilisirten Völkern und niederen Volksklassen. Zahllos sind die Farbendrucke, Goldpapierbänder, Schachtel- und Flaschen-Spezialitäten, welche zu diesem Zwecke verwendet werden, und wenn dies mit Geschick geschieht, rentiren sich die oft nicht unbedeutenden dafür gemachten Auslagen glänzend. Gar viele Waren werden im Orient verkauft, die weit weniger werth sind, als die Emballage, in der sie stecken, und zu einem sehr großen Theile verdanken einige unserer Konkurrenten auf dem Weltmarkte ihre Ueberlegenheit nicht der Güte, sondern der verlockenden Ausstattung ihrer Waare. Und wie in leider immer noch allzu großem

Umfange das Sprichwort gilt: Kleider machen Leute, so kann man da in einer Unzahl von Fällen sagen: Umschlag macht Waare. Die naturgemäße Anziehungskraft dieses gleißnerischen Aeußern wirkt wie irgend eine andere in den Dienst des Menschen gezwungene Naturkraft. Reuleaux bezeichnete in einem Vortrage die Grundlage des technischen Fortschrittes vermittelt des Ersatzes der Menschenkraft durch Naturkräfte in folgender Weise: „Bringen wir unbelebte Körper in solche Lage, in solche Umstände, daß ihre naturgesetzliche Wirkung unseren Zwecken entspricht, so können wir sie für die belebten Wesen und statt derselben Arbeit verrichten lassen“. Er meint hier zwar nur die physisch arbeitenden Kräfte, aber es liegt eben hier ein ganz analoger Fall vor, nur daß es sich um eine seelische Einwirkung handelt, die eben auch eine naturgesetzliche ist. Die schöne Etiquette erregt die Aufmerksamkeit und Begehrlichkeit und thut dadurch die Arbeit des menschlichen Anpreisers. Auf demselben Principe beruhen alle Schaufenster, Ausstellungen, Annoncen und was sonst noch in das seit uralten Zeiten gepflegte Gebiet der Reklame gehört.

Gleichwohl kann der menschliche Anpreiser keineswegs entbehrt werden, insbesondere derjenige, der auch zu beurtheilen vermag, wie ein Gegenstand beschaffen sein muß, damit sein Anpreisen Erfolg haben könne. Das muß und kann denn doch nur der Mensch selber thun, daß er die Kenntniß von dem Vorhandenen an die richtige Adresse bringt, und je weniger entwickelt der Verkehr überhaupt ist, als desto nothwendiger stellt sich das persönliche Eingreifen dar. Frühzeitig hat sich auch diese Beschäftigung von der Production getrennt, und es ist der Kaufmann entstanden, der zuerst die benachbarten, später aber die entferntesten Produktions- und Konsumtions-Gruppen zu einander in Beziehung gebracht hat. Dies war der unmittelbare Zweck seiner Thätigkeit, aber die bleibende Wirkung derselben war eine weit höhere und werthvollere, und mit Recht sagt der Dichter:

„Euch, Ihr Götter, gehöret der Kaufmann; Güter zu suchen  
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an“.

Er ist der wichtigste Verbreiter von Kenntnissen und Kultur in den ersten Zeiten der Verkehrsentwicklung. Alle Kenntnisse,

die wir von der Erde haben, alle heute so reichen Mittel, welche uns gestatten von einem Punkte unseres Planeten nach einem andern mit bewunderungswürdiger Raschheit zu reisen, oder uns mit den Antipoden in geistigen Verkehr zu setzen, verdanken ihren Ursprung kaufmännischen Interessen, kaufmännischen Impulsen. Der Handel in größerem Style hat aber nicht mit nothwendigen, sondern mit überflüssigen Dingen begonnen, welche dazu dienen das Leben angenehmer zu machen; nur solche - und zwar hauptsächlich wenn sie dem Schmucke dienen - konnten bei geringem Gewichte und Volumen einer so hohen Werthschätzung begegnen, daß die Mühen, Kosten und Gefahren der Verkehrsvermittlung in der Gegenleistung entsprechende Entlohnung fanden. Solche Dinge haben sich auch bald als geeignete Vergleichsobjecte oder Werthmaßstäbe und dadurch als Werthträger und Tauschvermittlungs-Mittel erwiesen; so entstand das Geld, als welches auf verschiedenen Kulturstufen die verschiedensten Dinge fungirten und noch fungiren, bis endlich die Edelmetalle als ausschließliches Geldmaterial der Kulturvölker sich ausgebildet haben. Auch sie hatten als ursprünglichen Gebrauchswerth nur ihre Eignung zum Schmuck aufzuweisen.

Ueberblicken wir nun noch einmal das Gebiet, das wir durchwandert, und fassen wir die Wechselbeziehungen zwischen Geschmack und Wirthschaft in einen Gesamteindruck zusammen, so kommen wir zu folgendem Resultate: Der receptive Geschmack, das ist die Empfänglichkeit für die mannigfaltigsten Genüsse durch Sinneswahrnehmung und die daraus entstehende Begehrlichkeit, bildet das Ausnützungsobject für den produktiven Geschmack, das ist die Fähigkeit, solche Gegenstände oder Kombinationen von Gegenständen zu erfinden, welche Genuß zu erzeugen im Stande sind. Die gegenseitige Steigerung dieser beiden psychologischen Eigenschaften führt zur höchsten Entwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen. Für den produktiven Geschmack aber ist die Grundlage des materiellen Gedeihens das richtige Errathen des receptiven Geschmackes, für den er arbeiten will. Und wenn ein geistreicher Franzose mit einem Anfluge von Bosheit, aber sachlich richtig, gesagt hat: „Les affaires, c'est l'argent des autres“, so muß man diesen Satz als wohl zu beachtende Lehre für die Producenten dahin

42

variiren, daß man ihnen einschärft. „Les affaires, c'est le goût des autres“.

Praktisch drückt sich also die wirtschaftliche Rolle des Geschmacks aus in den geschäftlichen Wechselbeziehungen zwischen den Vertretern des produktiven und jenen des receptiven Geschmacks. Wie groß ist nun der materielle Wert dieser Beziehungen? Das läßt sich gar nicht feststellen, kaum einigermaßen annähernd abschätzen; ausnahmsweise gestatten wohl einzelne in sich abgeschlossene Erscheinungen eine einigermaßen genaue Berechnung, wie dies bei den früher angeführten zwei Beispielen der Fall ist; aber abgesehen davon, daß es sich hierbei überhaupt nur um Ausnahmen handelt, können diese selbst auch niemals von irgend einer größeren Bedeutung sein, welche im Großen und Ganzen der allgemeinen Produktions- und Konsumtions-Thätigkeit irgendwie in Betracht käme. Will man sich also doch irgend eine Vorstellung machen, so bleibt nichts übrig, als sich mit allgemeinen Abschätzungen nach bekannten Größen zu begnügen, wobei es aber auch immer noch unmöglich bleibt, alle Erscheinungen zu erfassen; immerhin geben gewisse charakteristische Daten einen Maßstab für die Beurtheilung oder doch wenigstens für die Bildung einer ungefähren Meinung an die Hand, und ich will daher im Folgenden auf einige weltwirtschaftliche Thatsachen hinweisen, welche den Leser erkennen lassen mögen, in welchem Umfange die Thätigkeit des Geschmacks, wie sie hier aufgefaßt ist, auf die Entwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen einwirkt.

Soweit es sich um den Urbeginn alles Geschmacks, nämlich jenen der Zunge und des Gaumens handelt, zeigt sich sein wirtschaftlicher Einfluß hauptsächlich in den sogenannten Genußmitteln, beziehungsweise in der Güter- und Menschenbewegung, welche zum Zweck ihrer Erzeugung und Herbeischaffung ins Werk gesetzt wird. Schon im Altertum spielten die Tafelfreuden eine große Rolle, und am weitesten wurden sie nach den uns bekannten Details im kaiserlichen Rom getrieben, wovon schon früher einige Beispiele angeführt sind; Roms Heere und Reisende brandschatzten die ganze Welt zu Gunsten der hauptstädtischen Genußsucht. Man brachte Perlhühner und Trüffel aus Afrika, Kaninchen aus Spanien, Fasanen aus Griechenland, Pfauen aus Indien, Aprikosen aus Armenien,



Pfirsiche aus Persien, Quitten aus Sidon, Erdbeeren vom Berge Ida, Kirschen vom Pontus, Gewürze aus Arabien und Indien. Die fabelhafte und wahnsinnige Verschwendung, von welcher geradezu verblüffende Fälle aus der römischen Kaiserzeit berichtet werden, findet zwar in der neueren Zeit nicht in gleichem Maße Nachahmung, dafür aber hat sich das allgemeine Niveau der Ansprüche an das Essen und Trinken ganz bedeutend gehoben, und daher haben wir auch gerade in den Genußmitteln eine ganz großartige und fortwährend wachsende Steigerung der Produktion zu verzeichnen. Wenn wir nur bei jenen, welche im allgemeinsten Gebrauche stehen, einige Augenblicke verweilen wollen, so wird sich uns sofort ein Ziffernbild von staunenswerthen Größen zeigen.

Wein und Bier sind seit uralten Zeiten in Verwendung; der Wein ist aus der Noa-Sage bekannt und war im ganzen Alterthume hoch geschätzt und viel besungen; auch eine Art von Bier gab es schon bei den Egyptern, dann bei den Griechen, Arabern und alten Germanen; die Beimischung von Hopfen begann allerdings, soweit darüber Nachrichten vorliegen, erst unter Karl dem Großen; sie verallgemeinerte sich im XII. Jahrhundert, und wir müssen daher von da an den Beginn der Verbreitung des heutigen Bieres datieren. Die Produktion in beiden Getränken hat sich zu großen Dimensionen entwickelt und man schätzt ihre jährlichen Quantitäten in Europa für Wein auf 112 bis 118, für Bier auf 128 bis 130 Millionen Hektoliter, in einem Gesamtwerthe von 4 bis 6 Milliarden Mark; der Werth des verbrauchten Hopfens allein wird auf 126 Millionen Mark geschätzt.

Besonders interessant ist der verhältnismäßig so ungeheure Aufschwung des Konsums in jenen Genußmitteln, deren allgemeinere Verbreitung erst der modernsten Zeit angehört; es sind dies Kaffee, Thee, Zucker, Branntwein, Tabak. Ihr Aufschwung ist um so interessanter und um so bezeichnender für die ungeheure Macht einer einmal angelegten Geschmacksrichtung, als einige dieser Genußmittel auf die allergrößten Hindernisse von Seite der Regierungen oder auch der Priesterschaften aller Konfessionen stießen. Kaffee, Branntwein und Tabak wurden in der ärgsten Weise verfolgt; Todesstrafe und Marter, Gefängnis und Vermögensverlust waren mit ihrem Genusse verbunden, und

44

doch überwand sie siegreich alle Gegner und eroberten sich die Herrschaft der Welt. Sie erhielten bald aus dem Lager der Feinde Bundesgenossen, und diese waren die Regierungen, die zuerst gedroht, ihnen alle Zukunft abzuschneiden; gedenkend des machiavellistischen Spruches: „Den Feind, den Du nicht töten kannst, umarme!“ nahmen sie bald selbst die Förderung des Genusses dieser drei schrecklichen Dinge in die Hand und erfanden verschiedene mehr oder weniger geistreiche Manieren, um für ihre eigenen Kassen namhafte Vortheile daraus zu ziehen; und so kamen die zuerst Ververhmten zu Macht und Ansehen.

Alle fünf hier erwähnten Genußmittel stiegen fast zu gleicher Zeit am Horizont der europäischen Konsumtion empor, denn für sie alle begann eine größere Verbreitung in Europa erst im XVII. Jahrhundert; nur dadurch aber erlangten sie die riesige Bedeutung, die ihnen heute im lokalen und internationalen Verkehr zukommt. Die jährliche Kaffeeproduktion wird auf 6,5 Millionen Metercentner veranschlagt; bezüglich des Thees sind für die Schätzung der Produktionsmenge genügende Anhaltspunkte noch nicht vorhanden, man kennt nur die Ziffern der Ausfuhr aus den wichtigsten Ursprungsländern und weiß z. B., daß im Jahre 1882 aus China, Japan und Ostindien 170 Millionen Kilogramm versendet worden sind. Eigenthümlich ist die unter den Kaffee- und Thee consumirenden Völkern bestehende Geschmacksdifferenz, wie sie sich beispielsweise in folgender Gegenüberstellung zeigt: Der Verkauf per Kopf beträgt

<i>Kaffee</i>		<i>Thee</i>	
<i>Holland</i>	7,20 kg	<i>Großbritannien</i>	2,07 kg
<i>Belgien</i>	4,34 kg	<i>Vereinigte Staaten</i>	0,64 kg
<i>Vereinigte Staaten</i>	3,66 kg	<i>Holland</i>	0,50 kg
<i>Deutschland</i>	2,29 kg	<i>Deutschland</i>	0,031kg
<i>Oesterreich-Ungarn</i>	0,85 kg	<i>Oesterreich-Ungarn</i>	0,011 kg
<i>Großbritannien</i>	0,44 kg	<i>Belgien</i>	

Wir sehen also, daß Großbritannien, welches im Theeconsum die oberste Stelle einnimmt, in der Kaffeereihe unten an zu stehen kommt, während Holland, mit seinem höchsten Kaffeconsum, bezüglich des Thees schon eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt. Im großen Ganzen scheint sich aber der Kaffee überhaupt einer größeren Beliebtheit zu erfreuen als der Thee,

daher mag es wohl auch kommen, daß sich bald ein starker Bedarf nach solchen Produkten geltend machte, welche wenigstens seinen Geschmack nachahmten und hierbei zwar seine sonstigen für die Anregung des Nervensystems wichtigen Eigenschaften vermissen ließen, dafür aber auch zu wesentlich billigerem Preise abgegeben werden konnten. Es soll ja hiermit nicht gesagt sein, daß es für den Thee keine Surrogate giebt, aber die letzteren treten eben unter dem Namen des echten Thees, somit als eigentliche Fälschungen auf, wohingegen die Kaffeesurrogate wenigstens mit offenem Visier kämpfen und durch den enormen Absatz, den sie finden, den deutlichen Beweis liefern, wie viele Leute es giebt, die es lieben mit vollem Bewußtsein sich selbst anzulügen. Die erste Cichorienkaffee-Fabrik entstand im Jahre 1790 in Magdeburg; heute giebt es deren in Europa etwa 450, welche 2,5 Millionen Metercentner Surrogatkaffee im Werthe von etwa 70 Millionen Mark erzeugen.

Die Gewinnung des Zuckers aus Zuckerrohr wurde zuerst von den Arabern practicirt; Spanier brachten das Rohr nach Amerika, wo sich dessen Anpflanzung um 1580 auf größere Landstrecken verbreitete; bald darauf begann die Einfuhr von Rohrzucker nach Europa in größeren Mengen. Zu Ende des achtzehnten und Beginn des laufenden Jahrhunderts wurden die ersten Versuche mit der Erzeugung des Rübenzuckers gemacht, welche jedoch erst in den dreißiger Jahren festen Fuß fassen konnte. Gegenwärtig schätzt man die durchschnittliche Jahresproduktion von Rohrzucker auf 25, von Rübenzucker auf 18, von anderen Zuckerarten auf 2, zusammen also auf 45 Millionen Metercentner. Im Verbrauche steht Großbritannien am höchsten, es entfallen dort auf den Kopf 29 bis 30 Kilogramm jährlich; hierbei ist jedoch aufklärend zu bemerken, daß hiervon ein großer Theil in der Fabrikation von Backwerk und Konserven, die wieder zur Ausfuhr gelangen, verwendet wird. Großbritannien ist nämlich für diese Industrie beträchtlich dadurch begünstigt, daß die kontinentalen Staaten die Freundlichkeit haben, durch Ausfuhrprämien ihm den Bezug von Zucker besonders billig zu stellen. Ihm zunächst an Konsum stehen Dänemark und Holland mit 10 bis 12, dann folgen Frankreich und die Schweiz mit 8 bis 10 Kilogramm per Kopf; auf Deutschland entfallen 6 bis 7 und auf Oesterreich-Ungarn 5 bis 6 Kilogramm.

Ein Produktionszweig, der sich unmittelbar an die Zuckerfabrikation anschließt und die Freude an Süßigkeiten zur Grundlage seiner Existenz hat, ist die Zuckerbäckerei, über deren Ausdehnung sich genauere Angaben nicht machen lassen; ich will hier nur bemerken, daß es nach den mir zur Verfügung stehenden Daten in Paris 650 und in Wien 330 Zuckerbäcker giebt, und daß für die letztere Stadt der Werth der jährlich erzeugten Zuckerbäckerwaaren auf 1,7 Millionen Gulden geschätzt wird.

Auch die Erzeugung des Branntweins verdanken wir den Arabern, welche die Destillation erfanden. Im XIV. Jahrhundert wurde diese zuerst in Italien betrieben, verbreitete sich aber erst mit Ende des XVI. und in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts allgemein in Europa. Die heutige europäische Produktion wird auf 16 Millionen Hektoliter reinen Alkohols im Werthe von nahezu 3000 Millionen Mark geschätzt; bis der Alkohol zum Konsum gelangt erhöht sich sein Verkaufswerth um weitere 1000 Millionen. Einen besonderen Platz in der Destillation nimmt der Rum ein, welcher, wenn echt, aus Zuckerrohr erzeugt ist; es kommen hiervon 600000 bis 700000 Hektoliter jährlich, im Werthe von 30 Millionen Mark, nach Europa. Einen sehr wichtigen hierher gehörigen Industriezweig bildet die Erzeugung der Liqueure; eine diesen Namen führende Mischung von Branntwein, Zucker und Parfüm wurde für den alternden Ludwig XIV. erfunden, um seine Lebensgeister zu stärken; das Luxusgetränk fand bald Anerkennung, und heute erzeugt Frankreich allein Liqueure für 150 Millionen Franks jährlich.

Bis nun waren nur die wichtigsten Genußmittel, welche gleichzeitig mehr oder weniger Nahrungszwecken dienen, in großen Umrissen erwähnt; es wird vielleicht interessant sein, noch für einige spezielle Produkte, welche in das Gebiet der sogenannten Delikatessen gehören, Produktions- und, soweit thunlich, auch Werthziffern zu erfahren. Beginnen wir mit den Austern, welche übrigens in manchen Gegenden direkt als Nahrungsmittel gelten können und schon seit uralten Zeiten als solche verwendet wurden; heute ist die Zucht derselben ungemein stark verbreitet, und Scherzer behauptet, daß allein in London, Paris und Newyork jährlich 1000 Millionen Stück verzehrt werden; namentlich in letzterer Stadt und somit in Nordamerika überhaupt scheint eine ganz besondere Vorliebe für dieses Schalthier

zu herrschen; daher wendet man sich dort auch mit steigendem Eifer der Austernzucht zu, und sie bildet einen Erwerbszweig, der 50000 Menschen beschäftigt; ein Capital von 10 bis 11 Millionen Dollars ist in demselben angelegt, und die Versendungen in der vorigen Saison erreichten den Werth von 25 Millionen Dollars. Weit weniger bedeutend, aber für ein richtiges Diner kaum weniger wichtig, ist die Trüffel; die bevorzugteste Gegend für deren Erzeugung ist bekanntlich Perigord. Und obwohl man weiß, wie verbreitet die Vorliebe für diese sonderbare Schwammart ist, so erstaunt man doch, wenn man zum erstenmale hört, daß Perigord allein jährlich 15000 Metercentner im Werthe von 37 Millionen Franks verkauft. Ueberraschend wirkt es vielleicht auch zu vernehmen, daß in Italien von 4 800 000 Bäumen 1260 Millionen Citronen und von 5 500 000 Bäumen 1600 Millionen Orangen geliefert werden; England allein importirt von diesen Früchten für nahezu 30 Millionen Mark. An Feigen exportiren Kleinasien, Italien und Griechenland für etwa 10 Millionen Mark, während an Rosinen Smyrna allein für 20 Millionen Mark versendet. Um mit ganz Exotischem zu schließen, sei noch erwähnt, daß von Schwalbennestern, welche mit Lebensgefahr der damit beschäftigten Malaien aus den Felsen der javanischen Küste geholt werden, jährlich eine Menge im Werthe von 6 Millionen Mark den Feinschmeckern des himmlischen Reiches zugeführt wird.

Ein Genußmittel ganz eigener Art, welches dem Gaumen dient, ohne den Magen zu füllen, ist der Tabak. Der französische Gesandte Nicot in Lissabon erhielt 1560 den ersten Tabaksamen aus Amerika, und ihm zu Ehren erhielt die Pflanze den Namen Nicotiana. Im Jahre 1620 wurde zum erstenmal durch englische Hilfstruppen der Tabak in Deutschland bekannt und verbreitet. Bekanntlich war er zuerst in allen Ländern Gegenstand der heftigsten Verfolgung; im Jahre 1674 aber kam Colbert auf die Idee, ihn zum Gegenstand eines Monopols zu machen. Von da an war seine Zukunft gesichert und heute werden in Europa 220 und außer Europa 500 Millionen Kilogramm jährlich producirt. Mit der Verarbeitung des Tabaks befassen sich in Europa 16 500 Fabriken (davon 15 000 in Deutschland) mit 330 000 Arbeitern; rechnet man dazu noch die riesige Produktion an Rauchrequisiten aller Art, so kann man darnach beurtheilen, welch' ungeheuren

Werth für das Wirtschaftsleben die so sehr ausgebildete Empfänglichkeit der Geschmacksnerven für den Rauch dieser Pflanze hat. So werden zum Beispiel allein im Innern des Thüringer Waldes, in Ruhla bei Eisenach, aus Meerschaum jährlich 5,5 Millionen unechte und 600 000 echte Meerschaumköpfe, ferner 4 800 000 Holzpfeifenköpfe, 15 Millionen völlig zusammengesetzte Tabakspfeifen, 27 Millionen Pfeifenbeschläge, 15 Millionen Pfeifenrohre und über 20 Millionen Pfeifen- und Cigarrenspitzen verfertigt und exportirt.

Wenden wir uns nun dem Geruchssinne zu, so finden wir, daß auch die Genüsse, nach denen er verlangt, nicht wenig fleißige Hände in Bewegung setzen. Die Wohlgerüche erfreuten sich schon im Alterthume großer Beliebtheit, und spielte insbesondere das Räucherwerk bei Opfern und Festmahlen eine wichtige Rolle; die Vorliebe für starke Gerüche ist namentlich im Orient heutzutage noch sehr lebendig, während in Europa die allgemeine Richtung sich mehr den feinen Gerüchen zugewendet hat. Den ersten Platz in der Erzeugung von Parfumerien nimmt noch immer Frankreich ein; der Hauptsitz dieser Industrie ist Paris und die Provence und wird der Werth der Jahresproduktion auf 29 Millionen Franks geschätzt; es sind darin 300 bis 350 Unternehmer mit 4000 Arbeitern beschäftigt. Im Departement der Seealpen allein sollen bei 4 Millionen Kilogramm Blüten verarbeitet werden. Die Fabrikation der Parfumeriewaaren ernährt übrigens eine Menge von Hilfsindustrien welche zum Theil durch die Vollkommenheit ihrer Erzeugnisse zur Beförderung des Absatzes jener Waaren wesentlich beitragen. Dahin gehören Fabrikanten von Glas, Porzellan und Kartonnage, sowie auch Graveure, Dekorateure, Metallarbeiter u. s. w. „Denn - sagt mit Recht der französische Ausstellungskatalog von 1878 - für ein Luxusprodukt wie die Parfumerie ist es in der That wesentlich, den Behältnissen einen Charakter von Geschmack und Eleganz zu geben, um den Werth der Waare zu erhöhen“.

Gehen wir über zum Gefühlssinn, so finden wir alsbald, daß bei der Befriedigung seiner Bedürfnisse sogleich auch mächtig der Gesichtssinn seine Rechte geltend macht; denn die Ausschmückung von Kleidung und Wohnung mag wohl ganz gleichzeitig mit der Herstellung dieser beiden begonnen haben.

Heute ist Eines ohne das Andere überhaupt nicht mehr denkbar. Beschränken wir uns aber auf solche Produkte, bei denen ihre Eigenschaft der Schönheit und Geschmacksbefriedigung in höherem Maße hervortritt, und da wird sich vor Allem unter den großen Industrien die Seidenindustrie unserer Betrachtung aufdrängen; denn sie repräsentirt so recht eigentlich die Vereinigung des Nützlichen mit dem Angenehmen, in welcher Vereinigung eben die wirtschaftliche Rolle des Geschmacks besonders prägnant hervortritt. Die Seidenzucht stammt bekanntlich aus China, wo sie im Jahre 2798 v. Chr. von Si-Lin-Chi, Gattin des Kaisers Hoang-Ti, erfunden worden sein soll; in China selbst gewann aber erst um das Jahr 2200 v. Chr. die Maulbeerbaum-Kultur eine allgemeine Verbreitung; und da einerseits hohe unwegsame Gebirge, andererseits wilde räuberische Völkerschaften eine Entwicklung des Handelsverkehrs Chinas nach außen verhinderten, und auch die Kunst der Schifffahrt dort nicht so entwickelt war, um auf dem Seewege mit entfernteren Ländern Verbindungen anknüpfen zu können, so blieb nicht nur die Erzeugung, sondern auch der Konsum von Seide Jahrtausende lang so zu sagen auf China allein beschränkt. Erst im Jahre 100 v. Chr. begann sich ein einigermaßen lebhafterer Export zu entwickeln; nach dem nördlichen Indien, nach Medien und Persien wurde Seide vertrieben, durch den Indus und Ganges kam sie nach den südlichen Meeren, und die Armee des Crassus sah im Jahre 56 v. Chr. bei den Parthern seidene mit Gold gestickte Standarten. Allmählich begann die römische Prunksucht sich dieses herrlichen Stoffes zu bedienen, und schon unter Cäsar nahm der Seidenluxus in Rom großartige Dimensionen an; man suchte bald Wege, um auf eine leichtere Weise in den Besitz dieser herrlichen Gewebe, deren Geheimnis man noch nicht ergründet hatte, zu gelangen. Da die Parther den Landweg nach China versperrten und ihre Vermittlung, durch welche allein man Seide erhalten konnte, nachgerade unbequem wurde, so suchten die Römer den Seeweg und fanden ihn endlich auch; im Jahre 165 n. Chr. konnten sie eine Gesandtschaft nach China schicken. Der Luxus in Seide entwickelte sich immer mehr und erreichte den höchsten Grad im V. Jahrhundert in Byzanz, wo er den großartig phantastischen und prunkhaften orientalischen Charakter annahm. Immer noch wußte man aber nicht, was eigentlich die

Seide sei, bis endlich im Jahre 552 zwei persische Mönche, welche das Geheimniß der Zucht erkundet hatten, Seidenraupen-Eier in hohlen Stöcken nach Byzanz brachten. Nun wurde zuerst hier die Kultur des Maulbeerbaumes und der Seidenraupe eingeführt, verbreitete sich im XII. Jahrhundert nach Italien, im XIII. Jahrhundert nach Frankreich, dessen Seidenindustrie bald eine dominirende Stellung gewann und wo Lyon allein im Jahre 1685 schon 12 000 Webstühle zählte. Doch war die Verbreitung dieser Kultur und Industrie weder eine leichte noch eine friedliche Sache, und es war vielmehr fast jede Ausdehnung auf ein neues Gebiet durch schweren blutigen Krieg markirt; endlich fand aber doch, so weit es das Klima gesthattete, die Kultur, im Uebrigen aber die Verarbeitung der Seide Ausbreitung über die ganze civilisirte Welt und wohl auch darüber hinaus. Noch immer kann jedoch Frankreich in Beziehung auf die Fabrikation von Seidenstoffen sowohl quantitativ als qualitativ als das erste Land der Welt betrachtet werden. Im Ausstellungs-Katalog von 1878 wird der Werth der jährlichen Produktion von Seidenwaaren in Frankreich auf 540 Millionen Franks geschätzt; seither dürfte allerdings darin eine Verminderung eingetreten sein; den Jahreswerth der gesammten Produktion von Seidenstoffen in Europa und den Vereinigten Staaten giebt Scherzer mit 1150 Millionen Mark an. Was die Rohseide betrifft, so wird deren Gesamtproduktion auf 15,5 Millionen Kilogramm geschätzt, wovon 22,5 Procent auf Europa entfallen.

Von allen Bekleidungsstoffen ist die Seide derjenige, bei dem in jeder Verwendung die Rücksicht auf die Schönheit in mindestens ebenso hohem, meistens aber in höherem Grade maßgebend ist, als die Nützlichkeitsfrage; aber auch bei allen anderen Stoffen wird der Frage nach der Schönheit ihrer Erscheinung eine immer steigende Bedeutung zugemessen. Selbst für die einfachsten und anspruchslosesten Bedürfnisse wird verlangt, daß Woll-, Leinen- oder Baumwollstoffe ein gefälliges Aeußere zeigen; sei es nun, daß man sich hierbei bloß auf die sorgfältige Zurichtung beschränkt, oder daß man auf eine kunstreichere Verschlingung der Gewebefäden, auf schöne Farbe oder auch auf Ornamentirungen verschiedenster Art Werth legt. Auch in der Verwendung der Bekleidungsstoffe ist in Bezug auf Schnitt und Form der Kleidungsstücke eine stetige Erhöhung der An-



sprüche zu verzeichnen; und während früher dieser Sinn für ein gewisses Raffinement in der Bekleidung, namentlich aber die Sucht nach stetigem Wechsel auf die bevorzugteren Gesellschaftsklassen beschränkt blieb, sehen wir heute auch die unteren Schichten der Bevölkerung daran theilnehmen. Es hat also für die ganze ungeheuer ausgedehnte Gewerbsthätigkeit, welche der Bekleidung der Menschheit gewidmet ist, die Geschmacksfrage eine Bedeutung gewonnen, wie niemals früher; es würde aber jedenfalls hier viel zu weit führen und wäre wahrscheinlich auch gar nicht möglich, die ernährende Wirkung dieser Geschmacksfrage in ihre Einzelheiten zu verfolgen oder in ihrer Gesamtheit darzustellen, denn sie umfaßt wohl den größten Theil alles dessen, was da spinnst und webt, näht und stickt, färbt und zeichnet; immerhin mag es aber von Interesse sein, einige wichtigere Details hervorzuheben, und zwar von solchen Erwerbszweigen, welche sich mit der Herstellung von schmückenden Zuthaten befassen und daher ausschließlich vom Standpunkte der Verschönerung in Betracht kommen. Ich erinnere an das ungeheure Gebiet der Posamentierwaaren, deren Produktion in Frankreich allein auf einen Werth von jährlich 100 Millionen Franks geschätzt wird. Eine hervorragende Stelle nimmt die Spitzenfabrikation ein, bei welcher in Frankreich 200 000, in Belgien 100 000 Arbeiterinnen beschäftigt sind; da der allerdings höchst bescheidene Tagelohn derselben 1 bis 1 1/2 Franks beträgt, so macht der jährliche Arbeitsverdienst eine Summe von etwa 120 Millionen Franks aus. Im böhmischen Erzgebirge leben von diesem Produktionszweige circa 12000 Personen. Nehmen wir noch einige Bekleidungs-zuthaten, über deren Produktion nur aus Frankreich statistische Daten vorliegen; dieses Land erzeugt jährlich 2 Millionen Dutzend Paar Handschuhe im Werthe von 80 Millionen Franks, wovon 70 % exportirt werden; ferner für 10 Millionen Franks Fächer, wovon 80 % ins Ausland gehen, und für 45 Millionen Franks Schirme und Stöcke, davon 10 % für den Export; 85 000 Arbeiter sind in diesen drei Industriezweigen beschäftigt.

Wenden wir uns von der Kleidung zur Wohnung, so finden wir zunächst, daß in der Herstellung der Wohnräume schon frühzeitig neben dem eigentlichen Schutzzwecke die Rücksicht auf den allmählich sich entwickelnden Schönheitssinn in Geltung

kam. Die Baukunst hob sich schon zu alten Zeiten zu einem hohen Grade der Vollkommenheit, der in manchen Specialitäten heute noch nicht wieder erreicht ist. Wie bei der Kleidung sehen wir auch hier, daß in der äußeren Erscheinung der Abstand zwischen den Ständen sich mindert, und in den modernen Städten wird heute wohl kaum mehr ein bürgerliches Haus gebaut, welches aller architektonischen Zier bar wäre. Der materielle Werth dieses Zuges läßt sich ebenso wenig fassen, wie bei dem großen Ganzen der Bekleidungs-Industrie. Auch hinsichtlich der inneren Ausschmückung der Wohnräume macht sich eine Hebung des allgemeinen Niveaus geltend; für Teppiche und Möbelstoffe wird die Textilindustrie herangezogen. Uralt ist die Verwendung der Teppiche, welche bei den Nomadenvölkern, so lange sie in Zelten wohnten, den einzig möglichen Wohnungsluxus darstellten. Die Erzeugung der Teppiche war daher schon frühzeitig hoch ausgebildet und sowohl die Bibel wie auch Homer erzählen uns von kostbaren Prachtstücken. Der orientalische Teppich bildete das Vorbild für die ganze Entwicklung der Teppichfabrikation, und seine Herstellung mit theilweise noch primitiven Mitteln ist auch heute noch ein wichtiger Erwerbszweig der Länder des Ostens. Der Produktionswerth jener Länder läßt sich natürlich gar nicht annähernd abschätzen, aber lauch für Europa läßt uns die Produktions-Statistik im Stiche; nur für Frankreich gibt es Daten, nach welchen die dortige Jahresproduktion von Teppichen und Möbelstoffen auf 82 Millionen Franks zu schätzen ist.

Einen weiten Spielraum bieten der Phantasie Form und Verzierung der Gefäße aller Art, und schon in frühesten Urzeiten war die Erfindungsgabe der Menschheit in Begleitung einer Geschmacksthätigkeit künstlerischer Natur damit beschäftigt. Zuerst waren es die Trinkgefäße, welchen die Aufmerksamkeit zugewendet wurde; es handelte sich darum, durch absichtliche Herstellung das zu erlangen, was sonst nur der Zufall bot: Blatt, Muschel oder Horn. Letzteres schien wohl den Griechen die beste Form und davon erhielt auch die Gefäßbildnerie bei ihnen ihren Namen: Κέραμος heißt Horn, Keramik also im ursprünglichen Sinne die Kunst hornförmige Gefäße zu erzeugen. Da nun hiezu zuerst Thon verwendet wurde, so gestaltete sich der Name Keramik allmählich zur Bezeichnung der Thonwaaren

Industrie im weitesten Sinne; der Name heftete sich an das Material, und die Form, der er seinen Ursprung verdankte, blieb weiterhin unberücksichtigt. Aber auch die Herstellung größerer Gefäße aus Thon reicht weit ins hohe Alterthum; die Töpferei ist mitsammt dem Gebrauche der Töpferscheibe eine uralte Kunst. Homer erwähnt die Töpferscheibe, und Zeichnungen in ägyptischen Gräbern aus dem XIX. Jahrhundert v. Chr. zeigen Töpfer mit der Scheibe an der Arbeit. Auch in China war diese Produktionsart seit Urzeiten bekannt; in letzterem Lande muß auch schon Porzellan mehr als 2400 Jahre v. Chr. existiert haben. Seit jeher waren auch die Thongefäße jeder Art Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, einer Aufmerksamkeit, die sich auch heute noch nicht vermindert hat. Eine Schätzung der Produktion ist natürlich unmöglich, und nur Einzelheiten, wie sie in Ausstellungen-Katalogen oder Specialwerken mitgetheilt werden, sind bekannt. So schätzte man in Frankreich im Jahre 1878 die Jahresproduktion von Porzellan auf 43 und von Fayence auf 14 Millionen Franks. In Oesterreich schätzte man für 1870 den Produktionswerth von Porzellan auf 1,7 Millionen, von Siderolith auf 600 000, von Steingut auf 1,1 Millionen Gulden. Ein ausgedehntes und einträgliches Hilfsgewerbe ist die Porzellanmalerei. Die Ausfuhren von Thonwaaren aus allen europäischen Ländern bewertheten sich nach Scherzer im Jahre 1883 auf 113, die Einfuhren auf 36 Millionen Mark; in diesem Verkehr handelte es sich hauptsächlich um feinere Waare. Die Ausfuhr von Porzellan aus Japan in demselben Jahre betrug 3, die aus China 1,5 Millionen Mark.

Kaum weniger wichtig als die Keramik ist die Glasindustrie. Schon in Gräbern aus prähistorischer Zeit finden sich Glasperlen, und es scheint, daß der Handel damit so alt ist, als der mit Bernstein; vielleicht wurden diese Artikel gegeneinander ausgetauscht. In Egypten wurden in den ältesten Zeiten Leichname in Glasbehältern aufbewahrt; in Gräbern, welche der Zeit von 4000 Jahren v. Chr. angehören, finden sich Glasgefäße mit rothem Weine dargestellt; in Zeichnungen, welche auf 3000 Jahre v. Chr. zurückreichen, sind Glasbläser abgebildet. Die Erzeugung von Glasgefäßen hatte zur Zeit der römischen Kaiser einen hohen Grad von Vollkommenheit und Schönheit erreicht; man trieb darin einen großen Luxus und zahlte für einzelne Meisterstücke

ungeheure Preise. Später wurde die Erzeugung allgemeiner und das Glas verlor den Werth der Seltenheit. Im Mittelalter machte sich Venedig eine Spezialität aus der Erzeugung kostbarer Glaswaaren, und die Produkte von Murano schufen der Republik riesige Einnahmen. Heute ist bekanntlich die Glasfabrikation allgemein verbreitet; eine genauere Produktionsnachweisung liegt jedoch nur von Frankreich aus dem Jahre 1878 vor. Der Gesamtwert der französischen Produktion wird auf 105 Millionen Franks veranschlagt und davon entfallen auf Krystall 11, auf feine Waare 14, auf Spiegel 25, auf Fensterglas 15 und auf Flaschen 40 Millionen. Was die Flaschen betrifft - hier sind nämlich ordinäre gemeint -, so dienen sie in indirekter Weise dem Geschmacksbedürfnisse, insofern sie zum größten Theil zur Aufbewahrung von Wein, Bier und anderen Getränken bestimmt sind. Die Spiegelfabrikation in Frankreich verbraucht 190 000 Quadratmeter Spiegelglas; mit dem Bemalen von Gläsern sind 500 Etablissements beschäftigt, welche 5000 Angestellte haben. Nach dem verdienstvollen Werke Lobmeyer's über die Glasindustrie bewertete sich anfangs der siebziger Jahre die Glasproduktion in Belgien mit 45 Millionen Franks, in Oesterreich-Ungarn mit 25 Millionen Gulden, in Italien mit 9,8 Millionen Lire und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 18,5 Millionen Dollars.

Das älteste Bedürfnis, welches ausschließlich auf der Aeußerung des ästhetischen Begehrens des Gesichtssinnes ohne Rücksicht auf Nutzen beruht, ist das nach Schmuck; allerdings ist es auch häufig, ja meistens, begleitet von dem Wunsche, sich vor Anderen auszuzeichnen. Schon früher wurde von Glasperlen gesprochen, die wohl in prähistorischen und ältesten historischen Zeiten dieselbe Rolle spielten wie heute noch bei den Eingeborenen in Afrika - als Schmuck und Geld zugleich. Gleichem Zwecke diente gewiß auch der Bernstein in dem Handel der ältesten Zeit, dessen erste Ursprünge noch in Dunkel gehüllt sind. Sicher ist, daß man in allen Ueberresten von Niederlassungen zwischen Italien und den Küsten der Nord- und Ostsee Bernstein, und zwar bearbeitet in Perlform, vorfindet. Es scheint, daß er früher auch an südlichen Küsten gewonnen wurde; heute, wo er noch immer beliebt ist und außer dem Schmuckzwecke namentlich in der Erzeugung von Rauchrequisiten aus

gedehnte Verwendung findet, kommt er in größeren Mengen nur noch an der sogenannten Bernsteinküste im Samlande, nordwestlich von Königsberg, vor. Seit etwa 20 Jahren wird er dort in bergmännischem Abbau gewonnen und ist die Bedeutung des Fischens und Tauchens in zweite Reihe getreten. Die Produktion, welche ungefähr 2000 Arbeiter beschäftigt, beträgt bei 200 000 Kilogramm jährlich.

Was im Handel der Mittelmeerländer mit dem Norden der Bernstein war, das waren im südlichen und östlichen Handel die Edelsteine und Perlen. Beide Naturprodukte waren von Anfang an wegen ihres Glanzes und ihrer Seltenheit hoch geschätzt und wurden ihnen auch zahlreiche Zaubereigenschaften angedichtet. Ueber den Werth der Produktion in alter oder neuer Zeit lassen sich natürlich nicht einmal Vermuthungen aufstellen; annähernd nachweisbar ist nur die Ausbeute und der Werth der südafrikanischen oder Kap-Diamanten. Entdeckt wurde das erste Lager im Jahre 1867 von dem Straußenjäger O. Reilly, welchem Kinder einen zufällig im Flusse gefundenen Demant-Stein brachten. Bald erfolgte ein reicher Zuzug von Diamantensuchern und später entdeckte man 170 Meilen nördlich von der ersten Fundstätte neue ergiebige Felder; man trifft dort hauptsächlich verhältnismäßig viele große Steine, weshalb der Preis der letzteren auf dem Weltmarkte zurückging. Im Jahre 1871 annektirte England den Landstrich. Der Werth der nachgewiesenen Sendungen bis Ende 1882 betrug 700 Millionen Mark. Was nun den Ertrag der Perlenfischerei betrifft, so schätzt ihn Schlagintweit für den persischen Meerbusen auf 700 000 Pfund Sterling jährlich, welche Summe sich im Besitze der Kaufleute auf 1 bis 1,3 Millionen erhöht.

Von animalischen Produkten sind neben dem letztgenannten, welches von allen das kostbarste ist, für Schmuck und Zierzwecke noch von hervorragender Wichtigkeit Korallen, Elfenbein und Federn. Alle drei wurden seit ältesten Zeiten und werden auch heute noch, bis zu den Völkern primitivster Kulturstufe hinab, reichlich für Schmuckzwecke verwendet; wobei übrigens Elfenbein auch außerdem einen Platz als hochgeschätztes und edles Material für Schnitzereien von einfacher Art bis zum höchsten Kunstwerke einnimmt. Was die Werthsumme der Produktion betrifft, so liegen darüber natürlich nur höchst mangelhafte Auf-

Zeichnungen vor, die sich auf einige mehr oder weniger eng abgeschlossene Gruppen beziehen. Ueber das Ergebniß der Korallenfischerei im Mittelmeer schwanken die Schätzungen bezüglich des Quantums zwischen 78 000 und 200 000 Kilogramm und bezüglich des Werthes zwischen 4,6 und 11 Millionen Mark. Die Verarbeitung der Koralle geschieht hauptsächlich in Italien, besonders in Torre del Greco, woselbst 3200 Arbeiter damit beschäftigt sind. Das Elfenbein, in ältesten Zeiten von Chinesen, Indern, Assyriern und Griechen begehrt und verwendet, erfreut sich auch gegenwärtig noch allgemeiner Werthschätzung; die Menge des jährlichen Verbrauches in Europa, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Britisch-Indien, China und Japan wird auf 1130000 Kilo im Werthe von 22 Millionen Mark geschätzt. Die Ausfuhr von Elfenbein aus Afrika in den Jahren 1879 bis 1883 betrug durchschnittlich 848 000 Kilogramm, zu deren Lieferung ungefähr 65 000 Elefanten ihr Leben lassen mußten. Von Schmuckfedern ist die wichtigste die Straußenfeder, und während man sich in früherer Zeit zum Behufe ihrer Gewinnung auf die Straußenjagd beschränkte, wird in neuerer Zeit in Afrika die Straußenzucht in ausgedehntem Maße und in höchst rationeller Weise betrieben. Man schätzt die durchschnittliche afrikanische Jahresproduktion an Federn auf 206 000 Kilogramm im Werthe von 27 Millionen Mark. Nach neueren Daten wurden im Jahre 1883 in den Zuchtanstalten für 30 255 200 Mark Straußfedern produziert. Je nach dem Stande der Mode - und dieselbe ist gegenwärtig dem Federnschmucke sehr günstig - nimmt aber auch der Verbrauch anderer Federgattungen bedeutende Dimensionen an. Die Jahreseinfuhr in England bewerthet sich auf 3104800 Mark für Vogelbälge und 40 238 400 Mark für Federn, von letzterer Ziffer entfallen auf den Import aus Britisch-Indien 30 452 000 Mark; ein großer Theil hievon geht natürlich wieder nach anderen Ländern aus.

Von allen Materialien, welche ursprünglich lediglich für Schmuck und andere Luxus Zwecke Verwendung fanden, haben sich wegen ihrer allgemein anerkannten Eignung zu Geldzwecken Gold und Silber zur höchsten Wichtigkeit erhoben. Uralt ist die Bearbeitung dieser Metalle und die immer sich mehrenden Ausgrabungen antiker Schmucksachen erregen stets aufs Neue Bewunderung. Was den gegenwärtigen Verbrauch zu industriellen

Zwecken betrifft, so schätzt ihn Soetbeer auf jährlich 110000 Kilogramm Gold und 652 000 Kilogramm Silber. Wie hoch sich der Werth der damit hergestellten Produkte beläuft, entzieht sich jeder Berechnung; und es mag hier nur erwähnt sein, daß man in Frankreich im Jahre 1878 den Werth der dortigen Silberwaaren-Produktion auf jährlich 50 Millionen Franks schätzte.

Die Aufzählung von Produktionsmengen und abgeschätzten Werthen möge hiermit ein Ende haben; es war und konnte weder Aufgabe noch Absicht dieser Ziffern sein, ein vollständiges oder auch nur übersichtliches Bild der gesamten produktiven Thätigkeit zu geben, welche durch die Bedürfnisse und Wünsche von Geschmack und Gelüsten hervorgerufen ist. Das vorhandene Material ist auch viel zu mangelhaft, um irgend ein System zu gestatten, und so empfahl es sich noch am meisten, aus der Fülle der Erscheinungen einige von besonders charakteristischem Werthe hervorzuheben; es war dabei auch auf solche einzelne Zweige Bedacht genommen, von denen vorauszusetzen war, daß ein größeres Publikum von ihrer materiellen Bedeutung im Weltverkehr kaum eine Vorstellung habe und daher von den gebotenen Ziffern überrascht sein werde. Gleichwohl hätte sich selbst unter diesem Gesichtspunkte die Aufzählung noch ganz bedeutend erweitern lassen; ich will nur darauf hinweisen, daß von Möbeln und Musikinstrumenten, von Farbenerzeugung und Färberei-Industrie, von polygraphischen Gewerben und endlich von allen jenen kleinen, eigentlich speziell hierher gehörigen und vom Gesichtspunkte dieser ganzen Auseinandersetzung höchst wichtigen Produkten, welche man Galanterie- und Kurzwaaren nennt, gar nicht die Rede gewesen ist; aber Ziffern sind eben bei Lesern nicht beliebt, und da doch in der weiteren Ausführung noch einige weitere Zahlen unvermeidlich sind, andererseits die vorstehend angeführten Daten doch immerhin in genügendem Maße geeignet sind, zum Nachdenken anzuregen und ein allgemeines Urtheil zu ermöglichen, so sei zunächst des grausamen Spieles genug.

Ueberblickt man aber das Gesamtbild, so wird man leicht erkennen, daß der überwiegendste Teil aller menschlichen Thätigkeit mit Vorbereitungen oder Ausführungsarbeiten für Dinge beschäftigt ist, welche nicht zur Erhaltung, sondern zur Verschönerung des Lebens geschaffen werden; und da dienen

denn auch die Nahrungsmittel, von welchen die Arbeiter erhalten werden, Eisen und Holz, woraus Maschinen und Fahrzeuge gemacht werden, die Kohlen für Erzeugung und Betrieb dieser Maschinen und Fahrzeuge, mehr oder weniger direkt diesem Zweck. Und wahrlich nicht um Geringes handelt es sich hierbei; die in der Produktion verwendeten Dampfpferdekräfte werden von Engel auf 13 bis 15 Millionen geschätzt; die Handelsflotte, welche die Meere durchschiff, besteht aus nahezu 43 000 Segelschiffen und etwa 8500 Dampfern mit einer gesammten Tragfähigkeit von rund 20 Millionen Tonnen; die Länge der Eisenbahnen beträgt über 468 000 Kilometer und sie werden befahren von mehr als 83 000 Lokomotiven mit 144 000 Personenwagen und 2100000 Lastwagen. All' dieses reiche Leben würde stille stehen, wenn das Streben nach Annehmlichkeit, die Bethätigung des Geschmacks in des Wortes weitestem Sinne aufhören würden. Man sieht also wie weit die wirtschaftlichen Konsequenzen gehen, man kann aber auch daraus ermessen, wie wichtig es für ein Land ist, mit der Qualität seiner Produktion in Sachen des Geschmacks auf möglichst hoher Stufe zu stehen.

Da der produktive Geschmack das eigentlich werthschaffende Element in dem ganzen Komplex der Beziehungen zwischen der Geschmacksthätigkeit überhaupt und der wirtschaftlichen Entwicklung darstellt, so ist natürlich, wie schon früher hervorgehoben, ein Land, welches in seiner Gesammtheit in Bezug auf diesen wichtigen Faktor höher steht als andere Länder, in einer äußerst vortheilhaften Position; von ihm geht der Impuls aus zu einer ungemessenen Menge von Begehrlichkeiten, und während der Produzent von solchen Dingen, welche nur für die Befriedigung der auf das absolut Nothwendige gerichteten Bedürfnisse dienen, auf die Gestaltung des Umfanges der Nachfrage nach seinen Produkten eigentlich keinen direkten Einfluß ausüben kann und der Hauptsache nach darauf angewiesen ist, ihr Herankommen abzuwarten, ist der Erzeuger von Objekten, welche Lust, Vergnügen, Geschmacksbefriedigung hervorrufen, in der angenehmen Lage, daß er sich - bis zu einem gewissen Grade wenigstens - durch das bloße Herstellen und Vorzeigen seines Produktes die Nachfrage selbst schafft; es muß eben nur dieses Produkt darnach angethan sein, wirklich Begehrlichkeit zu erwecken, und der Grad, in welchem dies der Fall ist, hängt



von der Qualität des produktiven Geschmacks des Erzeugers ab. Ein glänzendes und überwältigendes Beispiel, wie sehr ein Volk, welches bei sich selbst den produktiven Geschmack zu entwickeln versteht, dadurch für das ganze von dieser Eigenschaft beeinflusste Produktionsgebiet eine höchst werthvolle wirtschaftliche Superiorität über andere Völker erlangt, war seit Ludwig XIV. bis herauf in eine kaum noch vergangene Zeit Frankreich. Es beherrschte auf dem ganzen Gebiete des modernen und europäischen Geschmacks so zu sagen die Welt, und die Anerkennung dieser Herrschaft, sowie der Glaube an die ästhetische Unfehlbarkeit des produktiven Geschmacks in Frankreich war so stark und so allgemein, daß irgend ein Produkt nur eben aus Paris angekommen zu sein brauchte, um in den weitesten Kreisen schon gefunden und begehrt zu werden.

Die Thatsache als solche war ja bekannt und als unänderlich hingenommen; sie machte sich aber in besonders auffallender, so zu sagen aufdringlicher Weise geltend und gab gleichzeitig zu ernstem Nachdenken Anlaß, als bei der ersten Londoner Weltausstellung die den gleichen Gruppen angehörenden Produkte verschiedener Länder einander unmittelbar gegenübergestellt wurden. Wer offene Augen und einen einigermaßen gebildeten Sinn hatte, dessen Aufmerksamkeit wurde durch zwei Erscheinungen hauptsächlich in Anspruch genommen; die erste war die, daß alle mit Geschmack und Luxus zusammenhängenden Produkte französischer Provenienz den analogen Erzeugnissen der anderen Völker europäischer Civilisation an Konzeption sowohl als auch in Hinsicht auf die Ausführung ganz bedeutend überlegen waren; als anderseitig frappirende Thatsache fiel aber ins Auge, daß der orientalische Geschmack, dessen Erzeugnisse seit längerer Zeit in Europa vernachlässigt blieben, durch den französischen Geschmack keineswegs geschlagen wurde. Mit der Erkenntniß der bestehenden Verhältnisse, welche durch den Akt der Ausstellung und Gegenüberstellung so klar vor Augen geführt waren, begann aber auch, wie schon früher bemerkt, ein ernstes Nachdenken von Seite Derjenigen, welche von der französischen Superiorität wirtschaftlichen Nachtheil hatten. Dieses Nachdenken manifestirte sich in dem Sinnen auf Mittel, die Nachtheile abzuschwächen und endlich ganz zu beseitigen. Die Engländer, in ihrem praktischen Sinne, erkannten

sofort als die einzig wirksame Waffe in dem Kampfe, den sie zu beginnen gedachten, die Entwicklung und Verbesserung des produktiven Geschmacks in ihrem eigenen Volke; um dies Ziel zu erreichen, gründeten sie zunächst das große mustergiltige South-Kensington-Museum, welches die Ursprungs- und Pflanzstätte einer ausgedehnten Lehrthätigkeit wurde und auch namentlich die durch Pflege und Ausnützung des orientalischen Geschmacks, sowie auch mustergiltiger europäischer Produktionsweisen früherer Zeitalter erreichbaren Vortheile konsequent im Auge behielt. Auf dem Kontinent folgten ihm bald Oesterreich und Deutschland nach, und nicht allzulange dauerte es, bis ein Umschwung sich geltend machte, welcher immer weiter fortschreitet und der französischen Produktion ihr Absatzgebiet mehr und mehr einschränkt. Die französischen Staatsmänner und Volkswirthe beschäftigen sich eindringlich mit dieser Erscheinung, und zahlreiche Publikationen, die sich auch mit statistischen Nachweisungen befassen, lenken auch die Aufmerksamkeit der nicht unmittelbar betroffenen Kreise auf die wirtschaftlichen Schäden, welche Frankreich durch den Verlust seiner Superiorität auf dem Weltmarkte in den meisten jener Artikel, in welchen es noch vor 30 Jahren allein maßgebend gewesen, erleidet. Einige diesen Publikationen entnommene Daten, welche ich durch andere, von mir selbst erhobene ergänze, mögen zur Illustration der Sachlage hier Platz finden.

Am auffallendsten und empfindlichsten für Frankreich ist die Wandlung im Verkehre in Seidenwaaren; Frankreich exportirte solche im Jahre 1873 für 477 und im Jahre 1881 für 233 Millionen Franks, der Export ist also in diesem Zeitraume um 244 Millionen, somit auf weniger als die Hälfte, gefallen; der französische Import hingegen stieg von 30 Millionen Franks im Jahre 1873 auf 49 Millionen im Jahre 1881, also um 63,3 %. Vergleichen wir damit die Verkehrsentwicklung in demselben Artikel in anderen Ländern, so finden wir nach den zur Verfügung stehenden Daten, daß der Seidenwaaren-Export gestiegen ist in England dem Werthe nach von 1,45 Millionen £ im Jahre 1870 auf 2,42 Millionen in 1883, also um circa 60 %; in Italien dem Quantum nach von 1000 Metercentnern 1870 auf 3900 Metercentner in 1881, also um 290 %; und endlich in Deutschland (Seide und Halbseide) von 34 730 Metercentnern in 1880 auf 43 740

Metercentner in 1884, so um 26 %. Die Importe verminderten sich in den erwähnten Perioden in England um 10,5 Millionen £ oder 33 %, in Italien um 700 Metercentner oder 30 %, ferner in Belgien von 1870 auf 1883 um 13 Millionen Franks oder etwas über 50 % und in Oesterreich-Ungarn von 1870 bis 1883 um 5,5 Millionen Gulden oder 25 %. Man sieht aus diesen Ziffern, wie Frankreich in seinem wichtigsten Artikel durch die Konkurrenz der anderen Völker leidet, welche nicht nur den eigenen Markt mit eigenen Produkten in größerem Maße als früher versorgen, sondern auch auf dem Weltmarkte bei vielen früheren Kunden Frankreichs mit Erfolg auftreten.

Auch in vielen anderen Artikeln geht dem so lange Zeit durch seine Erfolge verwöhnten Frankreich die Suprematie verloren. Die Pariser Ausstellung vom Jahre 1878 hat gezeigt, daß zwar in vielen Industrien, bei welchen der Geschmack eine maßgebende Rolle spielt, Frankreich den anderen Völkern noch immer voraus ist, aber der Abstand zwischen ihm und den anderen Völkern vermindert sich in allen Dingen mehr und mehr, und man kann sich heute kaum noch vorstellen, daß er jemals so groß gewesen, wie 1851 in London. In Paris macht sich das Schwinden dieser Herrschaft natürlicherweise besonders empfindlich geltend; man ist in den interessierten Kreisen fortwährend damit beschäftigt, sich über die Situation zu unterrichten, die Ursachen des Niederganges zu ergründen und Abhilfsmittel aufzusuchen. Im Jahre 1882 wurde von der Chambre syndicale des Négociants-Commissionaires eine Enquête veranstaltet, deren Ergebnisse in einem recht lehrreichen Berichte des Sekretärs, Herrn Lourdelet, niedergelegt sind; als das eigentliche Resultat ist zu erkennen, daß die erhöhte Entwicklung des produktiven Geschmacks in den konkurrierenden Ländern, wenn sie auch manchmal nur in Form geschickter Nachahmung zu Tage tritt, sich als Hauptursache der Frankreich zurückdrängenden Erfolge darstellt.

Ich habe mich bestrebt, analog den obigen auf den Seidenwarenhandel bezüglichen Daten aus den Handelsstatistiken verschiedener Länder auch für andere Produktionszweige, welche in der Beziehung, um welche es sich hier handelt, eine wichtige Rolle spielen, Ziffern zusammenzustellen, welche den Verlauf der Erscheinungen darzustellen geeignet wären. Abgesehen davon,

daß die Produktionsstatistik noch immer vollständig im Argen liegt, hat man es aber leider trotz aller statistischen Kongresse und der dabei ausgetauschten gegenseitigen Liebenswürdigkeiten und Versicherungen noch immer nicht einmal dahin bringen können, daß die Handelsausweise der verschiedenen Länder gleichartig veranlagt werden. Einer der allerwichtigsten Dienste, welche die Statistik leisten kann, die Vergleichung, wird dadurch enorm erschwert, ja, wenn man nur einigermaßen ins Detail eingehen wollte, geradezu unmöglich gemacht; man muß daher, so oft man für einen bestimmten Zweck derlei nöthig hat, sich immer auf verhältnißmäßig wenige Posten beschränken, für welche das gegebene Material die Anstellung eines Vergleiches gestattet, und man wird immer noch am besten fahren, wenn man die Berechnung und Darstellung der prozentualen Verhältnisse als Grundlage für die Beurtheilung bietet. Unter Berücksichtigung des Gesagten will ich nun im Folgenden einige Fabrikate, in deren Produktion der spezifisch französische Charakter besonders zur Geltung zu kommen Gelegenheit hat, hervorheben und zeigen, wie deren Export aus Frankreich in Verminderung begriffen ist, während der Export der gleichartigen Produkte aus anderen Ländern sich hebt.

An Strohgeflechten und Strohhüten exportirte Frankreich im Jahre 1873 Mengen im Werthe von 17,6 Millionen Franks, im Jahre 1884 jedoch nur um 16 Millionen Franks, die Abnahme beträgt also 1,6 Millionen Franks oder 9 %; Italien jedoch, welches im Jahre 1870 2561 Metercentner dieser Waaren ausgeführt hatte, exportirte im Jahre 1881 nicht weniger als 826 Metercentner, was eine Steigerung um 5701 Metercentner oder 210 % bedeutet.

An Hüten aus Filz und Seide betrug der französische Export im Jahre 1873 11 Millionen Franks, im Jahre 1881 10,2 Millionen, also um 800 000 Franks oder 7 % weniger; in England hingegen stieg der Exportwerth dieser Artikel von 527 000 £ im Jahre 1870 auf 1 113 000 £ im Jahre 1883, also um 586 000 £ oder 111 %.

In Galanterie- und Quincailleriewaaren und Knöpfen bewerthete sich der französische Export im Jahre 1873 auf 153,2 Millionen Franks und im Jahre 1881 auf 144,7 Millionen, war also um 8,5 Millionen oder 6 % gefallen; in Belgien hingegen

stieg der Export dieser Artikel von 2,5 Millionen Franks im Jahre 1870 auf 4,5 Millionen im Jahre 1883, war also um 2 Millionen Franks oder 80 % gestiegen; aus Oesterreich-Ungarn ging von gleicher Waare im Jahre 1870 ein Werth von 44,7 Millionen Gulden aus, im Jahre 1884 jedoch ein solcher von 49,1 Millionen Gulden, somit um 4,4 Millionen Gulden oder 10 % mehr.

An Möbeln exportirte Frankreich im Jahre 1873 einen Werth von 34,3 Millionen Franks, im Jahre 1881 einen solchen von 32,7 Millionen, es ergiebt sich also eine Verminderung um 1,6 Millionen Franks oder 5 %; der Export aus Oesterreich-Ungarn betrug im Jahre 1870 7,1 und im Jahre 1884 17,4 Millionen Gulden, hob sich also um 10,3 Millionen oder 140 %; Italien versendete im Jahre 1870 7316 Metercentner und im Jahre 1881 18 450, also um 11 134 Metercentner oder 150 % mehr.

An Regen- und Sonnenschirmen exportirte Frankreich 1873 einen Werth von 3 Millionen Franks, 1881 nur 2,3 Millionen, also um 700 000 Franks oder 23 % weniger; der Ausfuhrwert derselben Artikel in England betrug 1870 252 000 £, 1883 jedoch 537 000, steigerte sich also um 285 000 £ oder 111 %.

In Fayence-, Porzellan- und feinen Thonwaren betrug der französische Export im Jahre 1873 15,5 Millionen Franks und sank im Jahre 1881 auf 12,4, also um 3,1 Millionen oder 20 %; dagegen stieg der englische Export von 1746000 £ im Jahre 1870 auf 2 333 000 £ im Jahre 1883, also um 587 000 £ oder 30 %; Italien exportirte 1870 5073 Metercentner und 1881 8703 zeigt also eine Steigerung um 3630 Metercentner oder 72 %, Belgien exportirte 1870 für 1,9 Millionen Franks, 1883 für 5,1 Millionen, steigerte also seine Ausfuhr um 3,2 Millionen oder 160 %; Oesterreich-Ungarn steigerte dieselbe von 1,4 Millionen Gulden 1870 auf 4,1 Millionen 1884, also um 2,7 Millionen oder 190 %.

In Glaswaaren (ohne Fensterglas und Flaschen) betrug der Export Frankreichs im Jahre 1873 34,8 Millionen Franks und sank im Jahre 1881 auf 22,6 Millionen, also um 12,2 Millionen oder 36 %; England exportirte von diesen Waaren im Jahre 1870 90 000 £, im Jahre 1883 127 000 £, somit um 37 000 £ oder 40 % mehr; Oesterreich-Ungarn, welches 1870 Glaswaaren für 17,5 Millionen Gulden exportirt hatte, sah den Werth dieser seiner Ausfuhr im Jahre 1884 auf 21,6 Millionen, somit um

4,1 Millionen oder 30 % steigen; in Belgien aber hob sich dieser Exportzweig von 15,7 Millionen Franks im Jahre 1870 auf 56,6 Millionen im Jahre 1883, also um 40,9 Millionen oder 260 %.

Außerdem ist im französischen Export noch ein bedeutender Verlust zu verzeichnen in Spiegeln, deren Export im Jahre 1873 noch 8,1 Millionen Franks, im Jahre 1881 jedoch nur 4,1 Millionen betrug, somit eine Abnahme um 4 Millionen Franks oder 50 % aufweist; ferner in den Artikeln der spezifischen Pariser Industrien, in welchen der Export von 10 Millionen Franks in 1873 auf 2,4 Millionen in 1881, somit um 7,6 Millionen oder 76 % sank. Die Summe der Verminderungen des französischen Exportes von 1873 auf 1881 betrug in den hier verzeichneten Industriezweigen 39,1 Millionen Franks oder 13,7 %.

Interessant ist es auch, die Hebung des Exportes aus Deutschland in verschiedenen hierher gehörigen Waarengattungen dem französischen Rückgange gegenüber zu stellen. Von 1880 auf 1884 zeigt sich in den Exportmengen folgende Steigerung: Thonwaaren und Porzellan von 408 730 auf 516610 Metercentner (23 %), Glaswaaren von 73 870 auf 124 240 Metercentner (60 %), Kupferschmiedwaaren, Gelbgießerwaaren, Aluminium- und Nickelwaaren von 41 740 auf 66 720 Metercentner (60 %), feine Möbel- und Holzwaaren von 77 060 auf 156 940 Metercentner (105 %), feine Lederwaaren von 33 400 auf 48 150 Metercentner (40 %), die Gesamtsumme der hier angeführten Exporte betrug im Jahre 1880 634 800 und im Jahre 1884 912 660 Metercentner, es ergibt sich also eine Steigerung um 277 860 Metercentner oder 43,7 %.

Nicht ohne Bedeutung ist überdies der Umstand, daß wie bei Seidenwaaren auch in mehreren anderen Artikeln, welche den Stolz der französischen Industrie bilden, eine beträchtliche Steigerung des Importes nach Frankreich stattfindet; so wurden dahin eingeführt: Porzellan: 1873 für 1,1 Millionen Franks, 1881 für 2 Millionen, also um 900 000 Franks oder 90 % mehr; Glas- und Kristallwaaren: 1873 für 5,2 Millionen, 1881 für 9,4 Millionen, also um 4,2 Millionen oder 80 % mehr; Metallwaaren: 1873 für 8,3 Millionen, 1881 für 22 Millionen, also um 13,7 Millionen oder 165 % mehr; zuletzt giebt sich auch noch eine Steigerung im Import von Gold- und Silberwaaren, sowie echtem und falschem Schmucke kund, indem er sich von 5,3 Millionen Franks im

65

Jahre 1879 auf 7,4 Millionen im Jahre 1881, somit um 30 % erhöhte.

Die in der vorstehenden Darlegung enthaltenen Ziffern, welche Frankreichs Aus- und Einfuhr in den Jahren 1873 und 1881 betreffen, sind einer von dem französischen Schriftsteller Marius Vachon zusammengestellten Tabelle entnommen, welche er im Jahre 1882 in einer dem Stadtrathe von Paris gewidmeten Denkschrift veröffentlichte; diese Denkschrift führt den Titel: „Nos industries d’Art en péril“, behandelt eingehend die durch den Titel gekennzeichnete Frage und gipfelt in dem Vorschlage, ein städtisches Museum für gewerbliche Kunst zu errichten. Derselbe Schriftsteller hat übrigens diese Sache noch weiter verfolgt und hat auf einer Reise mehrere derartige Institute zum Gegenstande seines Studiums gemacht. Im Beginne des Jahres 1886 veröffentlichte er einen neuen Band unter dem Titel „La crise industrielle et artistique en France et en Europe“. In diesem gibt er neuere Daten, welche das Fortschreiten des Niederganges wichtiger Exportgruppen dokumentiren, und es mag zur Vervollständigung des Bildes angemessen erscheinen, einige Angaben von besonderer Wichtigkeit hier mitzuteilen.

Alle französischen Konsuln berichten, wie er sagt, daß die fremden Industrien auf den Exportmärkten rapide Fortschritte machen, weil sie sich sorgfältig dem Geschmacke, den Gebräuchen und Traditionen der betreffenden Länder anpassen. Von 1876 bis 1885 hat der Export der Artikel der Pariser Industrie, Kunsttischlerei-Waaren, Spielwaaren, Galanteriewaaren, Fächer um 74 Millionen Franks abgenommen, Modewaaren und Kunstblumen um 9 Millionen, Lederarbeiten um 24 Millionen; die Produkte der österreichischen Kunstindustrie überschwemmen Paris, „für die mit den Articles de Paris konkurrirenden Wiener Artikel, Ledergalanteriewaaren, kleine Bronzen, Papier-Konfektion, Schreibtischgarnituren, Etagèren, Glas- und Porzellanwaaren hat sich der Geschmack von Wien merklich entwickelt“. In Rußland hat seit dem ersten Kaiserreiche bis 1870 der französische Import die Hauptrolle gespielt; die russische Mode folgte ausschließlich französischen Impulsen. Jetzt hat Deutschland diese Stelle eingenommen und die russische Industrie entwickelt sich selbständig. Der französische Import nach Rußland hob sich von 1872 auf 1881 von 15 auf 18,8 Millionen Rubel, der deutsche

von 48 auf 171 Millionen Rubel. Auch Italien macht auf den Exportmärkten eine starke Konkurrenz. Sein Export ist von 1872 bis 1882 gestiegen: nach Deutschland von 7,3 auf 73 Millionen Franks, nach Nordamerika von 28 auf 61, nach Frankreich von 447 auf 469, nach der Türkei von 5 auf 13, nach Egypten von 13 auf 19, nach Griechenland von 5 auf 12, nach Spanien von 12 auf 22, zusammen von 578 auf 669 Millionen, das ist um 91 Millionen.

Es ließen sich noch viele interessante und charakteristische Beispiele aus dem ziemlich reichlichen Material, welches Vachon bietet, herausziehen, aber noch mehr Detaillirung würde zu weit führen, und schon die hier mitgetheilten Ziffern werden es genugsam erklären, wenn man die Siege, welche die Industrien anderer Länder auf den wichtigsten Exportmärkten über Frankreichs Produktion und Handel davontragen, in diesem Lande empfindlich verspürt. Eines geht aber aus all dem klar hervor: Wenn auch die Absperzungstendenz, welche allenthalben in der Handelspolitik hervortritt, viel dazu beigetragen hat, Frankreich manches Absatzgebiet, das es von altersher zu beherrschen gewohnt war, zu verschließen, wenn auch mancherlei andere, tief eingreifende Ereignisse des letzten Vierteljahrhunderts einen wesentlichen Antheil haben an der Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Frankreich, so ist doch das Zurückdrängen des letzteren auf neutralen Märkten hauptsächlich und in erster Linie dadurch veranlaßt, daß eben in den anderen Ländern europäischer Zivilisation der produktive Geschmack sich wesentlich gebessert und eine Stufe erreicht hat, welche ihn in den meisten Produktionszweigen dem französischen Geschmacke nahebringt, in manchen auch demselben gleich- oder auch über ihn stellt.

Ueberblicken wir nun zum Schluß die Resultate der Untersuchungen, welche den Gegenstand dieser Arbeit gebildet haben, so kommen wir zur klaren Erkenntniß, daß nur die Bethätigung des Geschmacks, des receptiven sowohl als des produktiven, die großartige Entwicklung von Produktion, Konsumtion und Verkehr, die Fülle der bestehenden wirtschaftlichen Beziehungen, damit aber auch den heutigen Stand der allgemeinen Kultur überhaupt ermöglicht hat.



Ein Zurückschrauben auf frühere Kulturstufen würde ein weitreichendes wirtschaftliches Verderben bedeuten; wenn auch Uebertreibungen und Ausartungen gewiß schädlich sind, so wäre doch die allgemeine Kalamität eine furchtbare, wenn es den Predigern der Bedürfnislosigkeit gelänge, die ganze lebende Generation zu ihrer Lehre zu bekehren. Wenn sie selbst darin das Glück finden, so mögen sie immerhin darnach handeln; so weit nur ihre Person in Frage kommt, ist es dann eine Ansicht so individueller Natur, daß sie eigentlich kaum den Gegenstand eines Streites bilden kann, weil sie eben auf einem bestimmten Seelenzustande beruht; wenn sie aber für diese ihre Ansicht Proselyten machen wollen, so müssen sie sich auch darüber klar sein, daß sie einen umfassenden Sieg nur um den Preis des Hungertodes von Millionen erkaufen können. Es giebt wohl auch eine Schule, die das Leben selbst als ein Unglück betrachtet; das ist jedoch ein Standpunkt für sich, den die überwiegende Mehrheit nicht theilt, diese will vielmehr leben und leben bleiben; will und soll man aber das Leben erhalten, so soll man es auch verschönen; verschönen kann man es nur, wenn man ihm einen möglichst reichen Inhalt giebt, und dies wieder ist nur möglich durch Erhöhung der Genußfähigkeit und die daraus folgende Vermehrung der Bedürfnisse.

Erhöhung der Genußfähigkeit ist gleichbedeutend mit Entwicklung des Geschmacks - allerdings nicht immer des guten. Ohne Geschmack gäbe es also keine Wirtschaft, weder Volkswirtschaft noch Weltwirtschaft. Die Wissenschaft, welche den herkömmlichen Titel Nationalökonomie führt, wäre dann gegenstandslos. Damit kann man aber auch den Beweis als erbracht ansehen, daß diese Wissenschaft keineswegs so geschmacklos ist, wie leider noch immer nur zu viele Leute glauben.

